Römische Prosaiker

in

neuen Uebersetzungen.

Herausgegeben

von

G. L. F. Tafel, C. N. Osiander,
und G. Schwab.

Ein und vierzigstes Bändchen.

Seneca's Werke V.

Römische Prosaiker

in

neuen Uebersetzungen.

Herausgegeben

von

G. L. F. Tafel, Professor zu Tübingen,
C. N. Osiander und G. Schwab,
Professoren zu Stuttgart.

Ein und vierzigstes Bändchen.

Stuttgart,
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
Für Oestreich in Commission von Mörschner und Jasper
in Wien.
1 8 2 9.

Lucius Annäus Seneca des Philosophen
Werke.

Fünftes Bändchen.

Abhandlungen

übersetzt

von

J. Moser,

Doctor der Philosophie, evangel. Diaconus an der Dreifaltigkeits-kirche in Ulm.

Fünftes Bändchen.

Stuttgart,

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

Für Oestreich in Commission von Mörschner und Jasper in Wien.

1 8 2 9.

Staatl. Bibliothek
Bamberg

Lucius Annäus Seneca

von der Kürze des Lebens.

Einleitung.

Diese inhaltreiche Schrift verbreitet sich hauptsächlich über den weisen Gebrauch der Lebenszeit, welcher darin bestehe, daß der höchste Lebenszweck, Wachsthum an Weisheit, erreicht werde. Was daran hindere, das sey eigentlich und wahrhaftig Verlust am Leben, über dessen Kürze so Manche klagen, aber mit Unrecht, indem sie nur selbst daran Schuld seyen, wenn ihnen bei gar nicht haushälterischem Gebrauche der Zeit, unter eiteln Zerstreuungen, unter geschäftigem Müßiggange der Tod nahe sey, bevor sie sich für das Streben nach Weisheit Zeit genommen, und also bevor sie eigentlich gelebt haben. Der Verfasser kommt hierbei namentlich auf dieselbe Untersuchung, die er schon in der Abhandlung über die Gemüths=

ruhe angestellt hat, ob der Weise sich zu Verwaltung öffentlicher Aemter hergeben solle, was er zwar nicht geradezu verneint, übrigens zeitige Zurückziehung von öffentlichen Geschäften empfiehlt.

Paullinus, an welchen die Schrift gerichtet ist, war ohne Zweifel entweder der Vater, oder, was mehr Wahrscheinlichkeit hat, der Bruder von Seneca's Gattin Paullina. Die bedeutendste Nachricht über diesen Paullinus, und was damit zusammenhängt, über die Zeit der Abfassung vorliegender Schrift, enthält das achtzehnte Kapitel, aus dem ersichtlich ist, theils, daß Paullinus über die öffentlichen Magazine gesetzt war, theils, daß Caligula zur Zeit der Abfassung dieser Schrift nicht mehr lebte.

Uebersicht des Inhalts.

Kap. 1—3. Klage der Menschen über die Kürze des Lebens. Hippocrates. Aristoteles. Grundlosigkeit dieser Klage. Die Menschen machen sich das Leben selbst kurz durch allerlei Verkehrtheit; sie kommen nicht zu sich selbst, indem sie sich zu viel für Andere einlassen, und sich nie mit sich selbst beschäftigen mögen; weniger gern geben sie ihre Habe hin, als sich selbst und ihre Lebenszeit. Von der längsten Lebenszeit gehört ihnen selbst gar wenig, und sie sterben, ohne für den Tod gereift zu seyn.

Kap. 4—6. Sie vergessen also, wie karg sie bedacht sind, wie nahe der letzte Tag ist. Für sich zu leben, schieben sie hinaus, als ob sie die Zahl ihrer Jahre bestimmt wüßten; den besten Theil der Zeit leben sie nicht sich selbst. Mächtige wünschen oft in die Muße herabzusteigen von ihrer Höhe. Beispiel des Augustus, des Cicero, des Livius Drusus. Bei verkehrter Anwendung des Lebens ist auch das längste kurz. Die Zeit, weil sie so flüchtig ist, muß man ergreifen. Das versäumen auch die in Trunk und Wollust Lebenden. Wer sich in viele Geschäfte einläßt, versteht nicht zu leben.

Kap. 7—8. Leben und Sterben ist eine Kunst; es gehört dazu, daß man keine Zeit verloren gehen lasse, sondern sie für sich nütze, und nicht durch Ueberdruß der Gegenwart das Leben schneller dahineilen mache, daß man jeden Tag so ordne, als ob er das Leben wäre. Nicht die Zahl der Tage macht ein langes Leben aus. Nichts bringen die Menschen weniger in Anschlag, als die Zeit, weil sie ja Nichts koste; erst in der Nähe des Todes fängt sie ihnen werth zu werden an. Indessen geht die Zeit unaufhaltsam fort, und zum Sterben muß man sich Zeit nehmen.

Kap. 9. Viel entzieht man sich vom Leben, wenn man auf die Zukunft rechnet, hinausschiebt, zögert und zaudert. So wird man sich des Lebens und seiner Flucht nicht bewußt.

Kap. 10—15. Eintheilung der Zeit in Gegenwart, welche kurz, in Vergangenheit, welche gewiß, in Zukunft, welche zweifelhaft ist. In die Vergangenheit zurückzuschauen, haben die Geschäftevollen theils nicht Zeit, theils kann ihnen die Erinnerung nicht angenehm seyn. Die kurze Gegenwart, die ihnen gehört, nützen sie nicht für sich. Wie kurze Zeit sie leben, sieht man auch daran, daß sie so lange leben wollen, ja über ihr Alter sich selbst täuschen. Lang genug ist das Leben Dem, der es ganz nützt. Selbst bei einem zurückgezogenen Leben sind indessen Manche nicht Herren ihrer Zeit, wenn sie sich einer nichtsthuenden Geschäftigkeit ergeben, sich auf Spiele, oder eiteln Putz, oder Gastereien, oder zwecklose Untersuchungen und Grübeleien einlassen. Die allein leben in Muße, die ihre Zeit der Weisheit schenken; ihnen gehören alle Jahrhunderte und das Edelste, was dieselben hervorbrachten, und die Weisen aller Zeiten stehen, ohne sie je abzuweisen, zu ihrem Dienste bereit. Die Beschäftigung mit Diesen ist das einzige Mittel, die Sterblichkeit weiter hinauszurücken, ja in Unsterblichkeit zu verwandeln; dabei machen wir auch jede Zeit zu unserem Eigenthume, die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft.

Kap. 16. 17. Die Geschäftevollen wünschen sich bisweilen den Tod; daraus folgt nicht, daß sie ein langes Leben haben, so wenig, als aus ihrer langen Weile. Sie wissen nur nicht, was sie mit Muße und Zwischenzeit anfangen sollen; die Zeit ihrer Freudengenüsse dünkt ihnen kurz, die des Wartens lang; ihre Freuden sind ängstlich, weil sie gehaltlos sind. Elend ist das Leben Derer, die mit großer Beschwerde erringen, Was sie mit noch größerer besitzen werden.

Kap. 18. Schlußermahnung an Paullinus zum Rücktritt in's Privatleben, nicht zu träger und thatenloser Ruhe, sondern zu Betreibung wichtigerer und würdigerer Gegenstände, als die Verwaltung der öffentlichen Getreidevorräthe sey. Er möge

nun Rechnung halten über sein eigenes Leben; dazu fordern ihn die Studien seiner Jugend auf; an tüchtigen Haushältern werde es dem Staate doch nicht fehlen; wie beschwerlich, ja gefährlich sein bisheriges Amt sey; Beispiel aus der Zeit, da Caligula starb; ruhiger und großartiger sey die Beschäftigung mit den erhabenen Problemen der Philosophie. Die noch frische Lebenskraft sey dazu erforderlich. Thorheit Derer, die bis zu ihrem Tode nicht zur Muße kommen wollen.

Lucius Annäus Seneca von der Kürze des Lebens.

An Paullinus.

1. Die Mehrzahl der Sterblichen, mein Paullinus, klagt über Abgunst der Natur, daß wir für so kurze Lebensdauer geboren werden, daß so rasch, so reißend diese Frist der uns vergönnten Zeit ablaufe, also daß, ganz Wenige ausgenommen, den Andern mitten unter den Zubereitungen für das Leben das Leben ausgehe. Und über dieses allgemeine Uebel, wofür man es nämlich hält, pflegt nicht nur der große Haufen und der unverständige Pöbel zu jammern, auch berühmte Männer hat dieser Zustand zu Klagen veranlaßt. Daher jener Ausruf des größten der Aerzte*): „Das Leben sey kurz, lang die Kunst." Darum führt Aristoteles**), mit der Natur

---

*) Hippocrates, zu Anfang seiner Aphorismen.

**) Seneca irrt sich hier in der Person. Es war Theophrastus, der sterbend sich über die Natur beklagt haben soll, daß sie den Hirschen und Krähen, denen Nichts daran liege, eine

hadernd, den einem Weisen am wenigsten ziemenden Zank: sie sey gegen Thiere so gütig gewesen, daß Solche es bis auf fünf oder zehn Jahrhunderte brächten; dem Menschen, zu so Vielem und Großem geboren, sey ein so bedeutend näheres Ziel gesteckt.

Es ist nicht wenig Zeit, was wir haben, sondern es ist viel, was wir nicht nützen. Lang genug ist das Leben, und zur Vollbringung der größten Dinge reichlich gespendet, würde es nur durchaus gut angewendet. Aber wenn es dahinfließt, ohne daß man es zu Rathe hält und darauf achtet, wenn es zu nichts Edlem verwendet wird: so merkt man erst, wenn die letzte Noth drängt, es sey vorüber, während man nicht eingesehen hat, es gehe dahin. So ist es: nicht wie wir's empfangen haben, das Leben, ist es kurz, sondern wie wir's gemacht haben, und wir sind damit nicht gering bedacht, sondern verschwenderisch. — Gleichwie große und königliche Reichthümer, wenn sie an den unrechten Herrn gekommen sind, im Augenblicke in alle Welt gehen, Solche aber, die an einen guten Haushälter gegeben sind, wären sie auch nur unbedeutend, durch den Gebrauch sich mehren: so hat unsere Lebenszeit, wenn man gut damit haushält, keine enge Grenzen.

2. Was klagen wir über die Natur? Sie hat sich ja freigebig bewiesen; das Leben, wenn man es zu gebrauchen versteht, ist lang. Den Einen hält unersättlicher Geiz gefangen, den Andern emsige Geschäftigkeit in unnöthigen Arbeiten; der Eine wird vom Weine nicht trocken, der Andere

---

lange Lebensdauer gegeben, den Menschen aber, für die es so wichtig wäre, ein so kurzes Leben. Vergl. Cic. Tusc. III, 28.

dämmert träge dahin; der Eine müdet sich ab, ehrsüchtig stets gespannt auf fremdes Urtheil, den Andern treibt, in Hoffnung auf Gewinn, hinreißende Handelsgier in allen Ländern, auf allen Meeren umher. Manche foltert Kriegslust, daß sie unaufhörlich auf fremde Gefahr gespannt, oder wegen eigener in Unruhe sind; Manche verzehrt undankbarer Herrendienst in selbstgewählter Sklaverei; Vielen macht das Streben nach dem Glücke Anderer, oder die Unzufriedenheit mit ihrer eigenen Lage zu schaffen; die Meisten, kein festes Ziel im Auge habend, jagt eine irre, sich selbst widersprechende, sich immer aus sich selbst heraussehnende Unbeständigkeit von Plan zu Plan umher. Manche entscheiden sich für keine Richtung ihrer Lebensbahn, sondern während sie schläfrig gähnen, ereilt sie der Tod, also, daß ich nicht zweifeln kann, es sey wahr, was bei dem größten der Dichter *) wie ein Orakelspruch steht:

„Wir leben einen kleinen Theil des Lebens nur."

Freilich, alle andern **) Momente [die wir nämlich nicht leben in des Dichters Sinn] sind nicht Leben, sondern Zeit. Von allen Seiten drängt sich die Verderbniß her, und läßt nicht zu, daß man sich aufraffe, und zur Prüfung des Wahren den Blick erhebe, sondern hält ihn gesenkt und an die

*) Nämlich unter den Griechischen Komödiendichtern; der angeführte Vers ist von Menander, der zu Athen lebte zwischen Ol. 109 und 122.

**) Es ist in der Ruhkopf'schen Ausgabe gewiß nur ein im Verzeichniß nicht aufgeführter Druckfehler, wenn es dort certum quidem heißt, anstatt ceterum, wie alle Ausgaben haben, ohne daß eine andere Lesart bemerkt ist.

Begierden gefesselt darnieder. Nie wird es ihnen so gut, daß sie zu sich selbst kommen, wenn ihnen auch je etwa Ruhe beschieden ist; — wie auf einem tiefen Meere, das auch nach dem Sturme noch wogt, schwanken sie, und ihre Begierden lassen ihnen nimmermehr Frieden. Und meinst du, ich spreche von Solchen, von denen Jedermann einstimmt, es sehe schlimm mit ihnen aus? O beobachte doch Diejenigen, zu deren Herrlichkeiten Alles herbeiströmt! sie ersticken in ihrem Glücke! Wie Vielen wird ihr Reichthum zur Last? Wie Viele büßen auf ihrer rednerischen Laufbahn, da sie täglich ihr Talent zur Schau tragen wollen, ihre Lunge ein? Wie Viele sind von lauter unaufhörlichen Genüssen bleich? Wie Vielen läßt der sie umringende Clientenschwarm keine freie Stunde? Ja gehe sie Alle durch, von den Niedrigsten bis zu den Höchsten. Der Eine sucht einen Anwalt, der Andere gibt sich dazu her; der Eine ist in Noth, der Andere nimmt sich seiner an, der Dritte thut den Ausspruch. Sich selbst gehört Keiner, Einer verzehrt sich für den Andern. Frage nach Jenen, deren Namen auswendig gelernt werden: du wirst finden, ihre unterscheidenden Merkmale sind Die, daß der Eine Diesem, der Andere Jenem dient, Keiner sich selbst. Sodann ist die Unzufriedenheit so Mancher ganz widersinnig; sie klagen über verächtliche Behandlung von Seiten der Höhern, wenn Diese ihren Besuch ablehnten. Derselbe, der für sich selbst nie zu Hause ist, wagt es, über den Stolz eines Andern zu klagen. Dieser jedoch, mag er seyn, Wer er will, hat, wenn auch mit übermüthigem Blicke, doch irgend einmal nach dir hingeschaut und sein Ohr zu deinen Worten herabgelassen; er hat dich an seine Seite genommen; du aber hast dich selbst

noch nie werth geachtet, je auf dich selbst zu schauen, oder auf dich selbst zu hören.

3. Du hast also nicht Ursache, diese deine Dienstbeflissenheit irgend Einem für Etwas anzurechnen: weil, während du selbige ausübtest, dein Wille nicht darauf gerichtet war, einem Andern anzugehören, sondern du nur nicht wußtest, wie du dir selbst angehören solltest. — Wenn auch alle Geister, die jemals glänzten, auf diesen einzigen Gegenstand ihr Augenmerk zusammen richten, so werden sie sich doch nie genug über diese Verblendung menschlicher Gemüther verwundern können. Ihre Landgüter lassen sie wohl nie von Einem in Beschlag nehmen, und wenn der geringste Streit über Markungsverhältnisse Statt findet, so laufen sie nach Steinen und Waffen: in ihr Leben aber lassen sie Andere eingreifen, ja sie führen wohl gar selbst Diejenigen herbei, die es in Beschlag nehmen werden. Es findet sich Keiner, der sein Geld vertheilen möchte: sein Leben theilt Jeglicher aus, und unter wie Viele! Genau nehmen sie es mit dem Zusammenhalten ihres Vermögens; sobald es sich aber um Verlust der Zeit handelt, so sind sie wahre Verschwender mit einem Gute, bei welchem allein der Geiz eine Tugend wäre. — Nehmen wir gerade Einen aus dem Haufen der Hochbetagten heraus. „Wir sehen [sprechen wir zu ihm], du bist auf die höchste Stufe menschlicher Lebensdauer gekommen, — hundert Jahre, oder darüber, lasten auf dir, — wohlan, schicke dich an, Rechnung zu thun von deinen Jahren! Sage, wie viel von jener Zeit dir der Gläubiger, wie viel die Geliebte, wie viel der Angeklagte, wie viel der Schützling weggenommen, wie viel der häusliche Hader, wie viel die Sklavenzucht, wie

viel das Umherrennen in der Stadt der Besuche halber. Nimm dazu die selbstgemachten Krankheiten, nimm dazu auch, Was ohne Benützung brach liegen blieb, und du wirst sehen, du hast weniger Jahre, als du zählst. Laß an deinem Gedächtniß vorüberlaufen, wie oft du nicht wußtest, Was du thun solltest, wie wenige Tage du so zurücklegtest, wie du es angeschlagen hattest, wie wenig du Genuß von dir selbst hattest; wann denn deine Miene ihre eigentlichen Züge hatte, und dein Gemüth unverzagt war, Was du mit deinem Thun in einem so langen Lebensalter ausgerichtet, wie Viele an deinem Leben gezerrt haben, ohne daß du merktest, Was du verlorst; wie Viel dir vergeblicher Kummer, thörichte Freude, gierige Leidenschaft, einschmeichelnder Liebesgenuß gestohlen, wie Wenig dir von deinem Eigenthume geblieben: und du wirst einsehen, du sterbest, ohne gereift zu seyn."

4. Wo fehlt es also? Ihr lebet, als würdet ihr immer leben; nie kommt euch in den Sinn, wie karg ihr bedacht seyd. Ihr beobachtet nicht, wie viel Zeit schon vorübergegangen ist; ihr gehet mit ihr um, als ob ihr die Hülle und Fülle hättet, da inzwischen vielleicht gerade der Tag, den ihr einem Menschen oder einer Sache opfert, der letzte ist. Alles fürchtet ihr, als die da sterblich seyen; als wäret ihr unsterblich, begehret ihr Alles. Du kannst Manche sagen hören: mit dem fünfzigsten will ich mich [vom Kriegsdienste] in die Ruhe begeben; das sechzigste Jahr soll mich von [Staats-] Aemtern losmachen. — Und Wen bekommst du denn zum Bürgen für ein längeres Leben? Wer soll Das gerade so kommen lassen, wie du es ausmachst? — Schämst du dich nicht, die Hefe des Lebens für dich zu behalten, und für den edlen Geist nur

die Zeit zu bestimmen, die zu Nichts mehr verwendet werden kann? Wie ist's doch so spät, alsdann zu leben anzufangen, wenn man aufhören muß! Welch thörichtes Vergessen der Sterblichkeit, vernünftige Vorsätze auf das fünfzigste oder sechzigste Jahr hinauszuschieben und das Leben an dem Punkte beginnen zu wollen, an den es Wenige bringen! Gar mächtige und hoch gestiegene Männer, wirst du finden, lassen Worte fallen, mit denen sie die Muße wünschen, preisen und allen ihren Herrlichkeiten vorziehen. Sie wünschen so manchmal, von ihrer Höhe, wenn es ohne Gefahr geschehen könne, herabzusteigen. Denn wenn auch Nichts von außen sie beunruhigt oder erschüttert: das Glück trägt seinen Sturz in sich selbst.

5. Der vergötterte Augustus, dem die Götter Mehr als irgend Einem gewährten, hat nicht aufgehört, sich Ruhe zu erflehen, und um Abnahme der Staatsgewalt zu bitten. *) Alle seine Reden gingen immer darauf zurück, daß er Muße für sich hoffe. Mit diesem, wenn auch grundlosen, doch süßen Troste, daß er einst sich selbst leben werde, erheiterte er sich sein Geschäftsleben. In einem an den Senat gerichteten Schreiben, da er versprochen hatte, daß seine Zurückziehung nicht ohne Würde und nicht im Widerspruche mit seinem früheren Ruhme seyn werde, finde ich die Worte: „Doch Dieß läßt sich eher auf eine rühmliche Weise ausführen, als versprechen. Mich hat jedoch die Lust nach dem so ersehnten Zeitpunkte vorwärts geschoben, also daß ich, weil mir die Freude in der Wirklichkeit noch verzieht, einigen süßen Ge-

*) Freilich nur zum Scheine that Dieß Augustus, und damit er durch Bitten des Senats gezwungen schiene, das Staatsruder in seinen Händen zu behalten.

nuß mir schon zum voraus verschaffte, indem ich nur davon redete." — Etwas so Herrliches dünkte ihm das geschäftlose Leben, daß er, weil es in der Wirklichkeit noch nicht anging, es in Gedanken zum voraus genoß. Der Mann, der Alles von sich allein abhängig sah, der Einzelnen und Nationen ihr Geschick bestimmte, dachte voll Freuden an den Tag, da er seine Herrlichkeit ausziehen würde. Er hatte es erfahren, wie viel Schweiß jenes durch alle Länder strahlende Glück auspreßte, wie viel geheimen Kummer es übertünchte; genöthigt, erst gegen Mitbürger, darauf gegen Amtsgenossen, zuletzt gegen Verwandte die Waffen zu führen, hat er Blut vergossen zu Land und zur See; durch Macedonien, Sicilien, Aegypten, Syrien, Asien und fast an allen Küsten im Kriege umhergetrieben, hat er die vom Römermord ermüdeten Heere zu auswärtigen Kriegen gelenkt. Während er die Alpen zur Ruhe brachte, und Feinde bezwang, die mitten in den Frieden und in die Reichsgrenzen zwischenein gestreut waren, während er über den Rhein, den Euphrat und die Donau die Grenzen vorschob, wurden in der Stadt selbst die Degen eines Murena, Cäpio, Lepidus, der Egnatier gegen ihn gewetzt. Noch war er den Nachstellungen Dieser nicht entgangen, so setzte seine Tochter *) und so manche Jünglinge des Adels, durch unzüchtigen Umgang, wie durch einen Eid an sie gefesselt, den bereits alternden Mann in Schrecken,

*) Julia, über welche zu vergleichen ist Seneca von der Gnade I, 9. Sie war mit ihrem Buhlen, Julus Antonius, dem Sohne des Triumvir, für Augustus mehr zu fürchten, als Cleopatra mit dem alten Antonius, da die gefährliche Feindin aus seiner eigenen Familie war.

ein Weib, abermals und in noch höherem Grade durch die Verbindung mit einem Antonius furchtbar. Diese eiternden Auswüchse hatte er zusammt den Gliedern abgeschnitten; es wuchsen andere nach; wie an einem mit Blut überfüllten Körper, brach immer wieder auf einer andern Seite Etwas auf. Darum wünschte er Ruhe; auf sie sein Hoffen und Denken richtend, ließ er in seinen Anstrengungen nach; sie war der Wunsch Dessen, der Wünsche erfüllen konnte.

Marcus Cicero, unter Leuten, wie Catilina und Clodius, wie Pompejus und Crassus sich umhertreibend, die theils seine offenbaren Feinde, theils zweideutige Freunde waren, während er sammt der Republik schwankt und die Sinkende hält; endlich von ihr losgerungen, aber weder im Glücke zufrieden, noch im Mißgeschicke geduldig, — wie oft verwünscht er gerade dieß sein Consulat, das nicht ohne Grund, aber ohne Maß gepriesen ward? Welch klägliche Worte spricht er aus in einem Briefe an Atticus *), da Pompejus, der Vater, bereits überwunden war, der Sohn aber in Hispanien noch die gebrochene Macht wieder aufzufrischen suchte? „Was ich hier thue," schreibt er, „fragst du? Ich weile in meinem Tusculanum, ein Halbfreier." — Sodann fügt er noch einiges Andere hinzu, worin er theils die frühere Zeit beklagt, theils mit der gegenwärtigen unzufrieden ist, und an der Zukunft verzweifelt. Einen Halbfreien nennt sich Cicero. Aber wahrlich, nie wird ein Weiser es zu einem so niedrigen Namen kommen lassen, nie wird er halbfrei seyn, stets in ungeschmälerter, vollkommener Freiheit, ungebunden, sein eigener

*) Dieser Brief ist verloren gegangen.

Herr, über den Andern stehend. — Denn Was kann über Dem seyn, der über dem Schicksal steht?

6. Livius Drusus *), ein thätiger und heftiger Mann, der, als er, angeschlossen an die gewaltige Genossenschaft von ganz Italien, die neuen Gesetzvorschläge und die Gracchischen Unruhen im Schilde führte, nicht hinaussah, wie es mit der Sache enden wollte, die er auf der einen Seite nicht durchführen konnte, und die auf der andern Seite, einmal angefangen, wieder aufzugeben nicht in seiner Gewalt stand, soll das von Jugend an unruhige Leben verflucht und gesagt haben: ihm allein seyen schon als einem Knaben niemals Feiertage zu Theil geworden. Er war nämlich noch ein Knabe gewesen, und in der Präterta **) gegangen, als er schon unternahm, Angeklagte bei den Richtern zu empfehlen, und sich auf dem Forum so nachdrücklich zu verwenden, daß, wie Jedermann weiß, einige Entscheidungen von ihm durchgesetzt wurden. — Wohin mußte nicht ein so frühzeitiger Ehrgeiz führen? Das war gut wissen, daß eine so unreife Keckheit zu großem Unheil ausschlagen müsse, für ihn und für das Ganze. Zu spät klagte er also, „es seyen ihm keine Feiertage geworden," Er, der von Kindesbeinen an voll Unruhe war, und dem Forum lästig. — Man streitet darüber, ob er selbst Hand an sich gelegt; er stürzte nämlich auf einmal an einem

*) Ueber Marcus Livius Drusus, den Großoheim von Augustus Gemahlin, Livia, vergl. Seneca's Trostschrift an Marcia, 16, und die Anmerkung daselbst.

**) Knaben von freier Geburt trugen, so lange sie nicht sechzehn Jahre alt waren, die Prätexta, ein mit Purpur verbrämtes Oberkleid; vom sechzehnten Jahre an aber die männliche Toga.

Stich durch den Unterleib zusammen; und da zweifeln wohl Einige, ob sein Tod ein freiwilliger war, Niemand aber, ob er zu rechter Zeit kam.

Es wäre überflüssig, noch Mehrere anzuführen, die, während sie Andern höchst glücklich schienen, ein wahres Zeugniß gegen sich selbst ausgestellt haben, indem sie auf den ganzen Gang ihrer Lebenszeit Nichts hielten. Allein durch solche Klagen haben sie weder Andere, noch sich selbst geändert. Denn wenn die Worte hervorgebrochen sind, so fallen die Leidenschaften in ihre gewohnte Weise zurück. — Das Leben, wie ihr es führet, wahrlich! und wenn es über tausend Jahre hinausginge, wird sich sehr in's Enge ziehen; jene Verkehrtheit würde Jahrhunderte über Jahrhunderte verschlingen; diese Lebenszeit aber, die, ob sie schon ihrer Natur nach verrinnt, durch Vernunft erweitert wird, muß euch freilich schnell entfliehen. Ihr ergreifet sie ja nicht, und packet sie nicht, und haltet die flüchtigste aller Sachen nicht auf, sondern lasset sie dahingehen, wie etwas Ueberflüssiges, und das sich wieder einbringen ließe. — Dazu rechne ich aber hauptsächlich auch Die, so für Nichts, als für Trunk und Wollust Zeit haben; Niemand ist auf eine minder ehrbare Weise beschäftigt; die Andern, obgleich von einem Trugbilde des Ruhmes gefesselt, haben bei ihren Verirrungen doch noch einen Schein für sich; magst du mir Geizige vorhalten, oder auch Zornsüchtige, oder Solche, die ungerechten Haß oder Feindschaft ausüben: bei den Fehlern dieser Aller ist doch noch etwas Männliches; die Sklaven ihres Bauches aber und ihrer Lüste leiden an einer unanständigen Seuche. — Gehe die ganze Zeit jener Menschen durch; betrachte, wie lange sie rechnen,

wie lange sie auf den Fang lauern, wie lange sie fürchten, wie lange sie den Hof machen, oder sich machen lassen, wie viel ihnen eigene und fremde Bürgschaften, wie viel ihnen die Gastereien wegnehmen, die selbst wieder ein Dienst sind: und du wirst sehen, wie sie nicht zu Athem kommen können vor ihren — soll ich sagen Uebeln, oder Gütern? — Man ist endlich darüber Eins, daß ein Mann, der von Etwas zum voraus in Anspruch genommen ist, Nichts mit Glück betreiben könne, nicht Beredsamkeit, nicht freie Wissenschaften, dieweil der zerstreute Geist Nichts tief in sich aufnimmt, sondern Alles, wie eingestopft, wieder auswirft. Nichts kann ein von Etwas ganz in Anspruch genommener Mensch weniger, als leben, und es gibt keine schwerere Kunst, als diese.

7. Meister in andern Künsten gibt es insgemein, und viele; ja manche derselben hatten, wie man es ansah, Knaben schon in solchem Grade erfaßt, daß sie sogar Lehrmeister darin abgeben konnten; leben muß man das ganze Leben hindurch lernen, und, was dir vielleicht noch sonderbarer klingt, all sein Lebtage muß man sterben lernen. Viele gar große Männer, nachdem sie alles Hindernde bei Seite gesetzt, und Reichthümern, Dienstleistungen, Genüssen entsagt hatten, haben bis in das äußerste Alter sich einzig darauf gelegt, daß sie verständen, zu leben; doch ist die Mehrzahl von ihnen mit dem Geständnisse aus dem Leben gegangen, daß sie es noch nicht verstehen: — wie wollen's nun jene Andern können? Es ist, glaube mir, eine Aufgabe für einen großen, über menschliche Mißgriffe erhabenen Mann, Nichts von seiner Zeit entschlüpfen zu lassen, und darum ist das Leben Desjenigen das längste, dem es nach seiner ganzen Ausdeh-

nung ganz eigen gehörte. Nichts davon ist brach und müßig gelegen, über Nichts davon hatte ein Anderer zu bestimmen; hat er doch Nichts gefunden, was verdient hätte, daß er es gegen seine Zeit eingetauscht hätte, auf die er so haushälterisch Acht gehabt. — Und darum ward ihm genug; fehlen mußte es aber nothwendig Denen, von deren Leben die Leute Viel hinweggetragen. Und du darfst nicht meinen, daß deßhalb Diese nicht einsehen, wie sie zu kurz kommen; gar Viele wenigstens von Denen, die ein großes Glück beschwert, kannst du unter den Schaaren ihrer Schützlinge, oder unter ihren Rechtshändeln, oder andern ehrenvollen Erbärmlichkeiten, manchmal ausrufen hören: „mir ist es nicht vergönnt, mir selbst zu leben." — Warum sollt' es dir nicht vergönnt seyn? Freilich, alle Die, so dich zu ihrem Anwalt ansprechen, entziehen dich dir selbst. — Jener Angeklagte dort — wie viele Tage hat er dich gekostet? wie viele Jener, der um ein Amt wirbt? wie viele jenes alte Weib, das nur zu thun hat, ihre Erben zu begraben? wie viele Jener, der sich krank stellte, um die Habsucht der Erblaurer zu reizen? wie viele jener mächtige Freund, der euch nicht zu Freunden, sondern zum Prunke hat? Gehe sie doch durch und zähle sie her, deines Lebens Tage, und du wirst finden, spottwenige *) sind dir geblieben. Einer, der die Fascen **) erlangt hat, nach seinem Wunsche, wünscht sie niederzulegen, und sagt einmal über das andere: „wann wird dieses Jahr vorüber seyn?"

*) Alle Handschriften haben ridiculos. Erasmus schlug scharfsinnig rejiculos vor; dann hieße es: gar wenige, und nur die ausgeschossenen [welche Andere nicht mochten].

**) Das Zeichen consularischer Würde, also das Consulat.

Ein Anderer veranstaltet die Spiele *), auf die er, daß sie ihm durch's Loos zufielen, einen großen Werth gelegt hatte: ach! seufzt er, wann werd' ich davon los? Um einen Andern reißt man sich auf dem ganzen Forum, ihn zum Schutzherrn zu haben, und Alles kommt um seinetwillen in Bewegung, daß es nicht anzuhören ist: ach! ruft er aus, wann wird es zum Vertagen kommen? Es macht Jeglicher sein Leben schneller dahineilen und leidet an Sehnsucht nach der Zukunft und an Ueberdruß der Gegenwart. Aber Der, welcher jegliche Zeit zum Gebrauche für sich verwendet, der jeden Tag also ordnet, als ob er das Leben wäre, sieht dem morgenden weder mit Verlangen, noch mit Furcht entgegen. Denn was für neuen Genuß könnte ihm wohl noch diese oder jene Stunde bringen? Alles ist ihm bekannt, Alles zur Genüge genossen; über das Andere mag das Schicksal nach Laune verfügen, wie es will: sein Leben ist bereits in Sicherheit. Hinzukommen kann ihm noch Etwas, entzogen werden Nichts; und hinzukommen so, wie wenn Einer mit schon gesättigtem, doch nicht überfülltem Magen noch etwas Speise nimmt, ohne ein Bedürfniß darnach zu fühlen.

8. Um der grauen Haare und Runzeln willen darfst du also nicht denken, es habe Einer lange gelebt; nicht lange gelebt hat er, nur lange da gewesen ist er. Denn wie? denkst du wohl, es sey Einer weit geschifft, wenn ihn, da er vom Hafen auslief, ein furchtbarer Sturm dahin und dorthin verschlagen, und mit der Gewalt kreuzender Winde auf einer

*) Als Prätor; unter den Prätoren fiel zur Zeit der Kaiser Einem die Veranstaltung der öffentlichen Spiele, dem Andern die Handhabung des Rechts in den Provinzen zu.

und derselben Bahn im Kreise herumgetrieben hat? — Nein, nicht weit geschifft ist er, nur viel umhergeworfen ward er. Es kommt mir immer sonderbar vor, wenn ich sehe, daß Diese und Jene einen Andern um seine Zeit ansprechen, und die Leute, die man darum bittet, so willig sind. Das hat der Eine wie der Andere im Auge, wozu die Zeit in Anspruch genommen ward; die Zeit selbst aber Keiner von Beiden. Als wäre es Nichts, bittet man darum; als wäre es Nichts, gewährt man sie, und behandelt die allerkostbarste Sache wie Kinderspiel. Sie entschleicht ihnen aber, weil sie etwas Unkörperliches, weil sie nicht mit Augen wahrzunehmen ist, und darum wird sie so gering geachtet, ja sie hat ihnen fast gar keinen Werth. Jährliche Geschenke nehmen auch die namhaftesten Männer an, und opfern dafür theils ihre Anstrengung, theils Dienste, theils Sorgfalt: kein Mensch aber bringt die Zeit in Anschlag; sie gehen damit ganz unhaushälterisch um, dieweil sie ja Nichts koste. — Aber diese Nämlichen — betrachte sie, wenn sie krank sind, wenn die Gefahr des Todes ihnen näher rückt, wie sie die Knie der Aerzte umfassen; wie sie, wenn ein peinlicher Proceß sie in Furcht setzt, all das Ihrige aufzuopfern bereit sind, wenn sie nur das Leben behalten. Solche Widersprüche bieten ihre Leidenschaften dar. Könnte für Jeglichen, gleichwie der vergangenen, so der künftigen Jahre Zahl bestimmt werden: wie würden Die, so einen kleinen Rest für sich übrig sähen, erzittern, wie haushälterisch damit umgehen? Nun ist es aber doch leicht, etwas bestimmt Zugemessenes einzutheilen, mag es auch klein seyn; gerade am meisten Aufmerksamkeit muß man darauf verwenden, Etwas zu erhalten, wovon man nicht weiß, wann es aufhöre.

Denke übrigens nicht, sie übersehen ganz, wie kostbar die Sache sey. Pflegen sie doch ihren Geliebtesten zu sagen, sie seyen bereit, ihnen einen Theil ihrer Jahre zu schenken. Sie geben, ohne zu verstehen [wie man geben sollte]; sie geben nämlich so, daß sie sich Etwas entziehen, ohne daß Jene dabei gewinnen: gerade Das wissen sie nicht, ob sie selbst verlieren, darum ist ihnen der Schaden so leicht zu verschmerzen, weil der Verlust ihnen verborgen bleibt. — Niemand wird dir die Jahre erstatten, Niemand dich dir selbst zurückgeben. Hingehen wird die Lebenszeit, wie sie angefangen hat, und ihren Lauf nicht zurückrufen oder hemmen; sie wird keinen Lärm machen, auf keine Weise an ihre Eile dich mahnen; ohne daß du es merkst, wird sie dahinfließen. Nicht eines Königs Herrscherwort noch Volksgunst wird sie verlängern; wie sie von Anbeginn losgelassen ist, wird sie ihre Bahn hinablaufen; nirgends wird sie einkehren, nirgends sich aufhalten. Was wird geschehen? Du bist in Anspruch genommen, das Leben eilt; mittlerweile wird der Tod herangerückt seyn, für den du Zeit haben mußt, du magst wollen oder nicht.

9. Ist Das möglich, frage ich, bei Einem von Denen, die sich klug preisen, und in zu großer Geschäftigkeit befangen sind, als daß sie leben könnten, wie sich's gebührt. Auf Kosten ihres Lebens treffen sie die Einrichtungen für's Leben und spinnen weit aussehende Plane; und der größte Verlust für's Leben ist überdieß das Hinausschieben; Das verträumt immer den ersten Tag, Das entreißt die Gegenwart, indem es auf die Zukunft verweiset. — Was hauptsächlich zu leben verhindert, ist die Erwartung, bei der du von dem morgenden Tage abhängst. Das Heute gibst du verloren; mit Dem,

was in der Hand des Zufalles liegt, machst du Plane; was in deiner Hand ist, lässest du fahren. Wohin wendest du die Blicke? wie weit lässest du dich ein? Alles, was kommen wird, steht unsicher: lebe für den Augenblick. Siehe, der größte Dichter ruft dir zu, und singt dir begeistert, wie mit Göttermund, den heilvollen Spruch: *)

„Immer der beste Tag aus der armen Sterblichen Leben
Fliehet zuerst." —

Was zauderst und zögerst du? will er sagen. Wenn du nicht zugreifst, flieht er dahin; und wenn du auch zugegriffen hast, entfliehen wird er dennoch. Darum muß man mit der Schnelligkeit der Zeit wetteifern durch rasche Benützung derselben. Wie aus dem reißenden Waldbache, der nicht immer fließt, muß man alsbald schöpfen. Auch Das ist ein gar feiner Vorwurf gegen das endlose Planemachen, daß er nicht sagt: „immer das beste Lebensalter," sondern: „der Tag." Wie? Sorglos und bei den Zeiten so rascher Flucht bedächtlich breitest du Monden und Jahre und deren eine lange Reihe vor dir aus, je nachdem es deiner Ungenügsamkeit gut dünkt? Und er spricht mit dir von dem Tage, der noch dazu im Fliehen begriffen ist. So ist's denn offenbar, daß immer der beste Tag zuerst den armen Sterblichen entflieht, nämlich den Geschäftevollen, deren Seelen, ehe sie der Kindheit entwachsen, das Alter übereilt, dem sie unbereitet und ungerüstet nahen. Denn für Nichts haben sie gesorgt; auf Einmal und unvermuthet sind sie dahin gerathen; daß es täglich heranrückte, merkten sie nicht. Gleichwie ein Gespräch, oder eine

---

*) Vergl. Virgil vom Landbau III, 68, und Seneca's Briefe 108.

Lektüre, oder ein Gedanke, in den man sich vertieft, Reisende täuscht: sie merken, daß sie angelangt sind, ehe sie merkten, daß sie nahe waren: so werden sich dieser ununterbrochenen und so raschen Lebensweise, die wir schlafend und wachend gleichen Schrittes fortsetzen, die Geschäftevollen nicht bewußt, außer am Ziele.

10. Wollte ich mich für meine Behauptung in's Einzelne und auf Beweise einlassen, so möchte sich mir wohl Manches darbieten, wodurch ich erhärten könnte, das Leben der Geschäftevollen sey sehr kurz. Es pflegte Fabianus *), der nicht zu unsern Katheder philosophen, sondern zu den ächten und alten gehörte, zu sagen: „gegen die Leidenschaften müsse man mit Kraft, nicht leise auftretend kämpfen, und nicht mit kleinen Wunden, sondern mit raschem Angriffe ihre tückische Schaar abweisen: ihr Hohnnecken soll zum Schweigen gebracht, nicht durch Neckereien erwiedert werden."

Doch wenn Jenen [den Geschäftevollen] ihre Mißgriffe vorgehalten werden sollen, so sind sie zu belehren, nicht nur zu beklagen. In drei Zeiten theilt sich das Leben: in die, welche ist, welche war, und welche seyn wird. Davon ist die, in der wir leben, kurz; die wir leben werden, zweifelhaft; die wir gelebt haben, gewiß. Denn Diese ist's, an welche das Schicksal sein Anrecht verloren hat, und die in keines Menschen Willkühr zurückgebracht werden kann. Diese ist's, welche die Geschäftevollen verlieren; denn sie haben ja nicht Zeit, in die Vergangenheit zurückzuschauen; und hätten sie auch Zeit, so ist die Erinnerung an Etwas, das man bereuen

*) Ueber diesen Fabianus vergl. die Trostschrift an Marcia 23.

muß, unangenehm. Denn ungern wenden sie ihre Gedanken auf die schlecht hingebrachten Zeiten, und wagen es nicht, Dasjenige wieder aufzufrischen, wobei sich, wenn es in Anregung kommt, nur Mißgriffe offenbaren, wenn auch solche, die durch diesen oder jenen Reiz augenblicklicher Lust sich der Wahrnehmung entzogen hatten. Niemand, außer Wer Alles mit Aufmerksamkeit auf sich selbst that, die sich nie täuschen läßt, wendet sich gern in die Vergangenheit zurück. — Ein Mensch, der Vieles mit Ehrgeiz erstrebt, in Uebermuth verachtet, mit Leidenschaftlichkeit errungen, mit Hinterlist erschlichen, mit Habsucht an sich gerissen und in Verschwendung durchgebracht hat, muß nothwendig sein Gedächtniß fürchten. — Das aber ist der unantastbare und vollendete Theil unserer Zeit, der über jeden Unfall des Lebens erhaben und dem Reiche des Schicksals entzogen ist, den nicht Mangel, nicht Furcht, nicht ein Krankheitsanfall beunruhigt. Der kann nicht gestört, nicht entrissen werden; beständig und ohne Angst ist ihr Besitz. Nur ein Tag um den andern, und auch diese nur in Augenblicken sind gegenwärtig, aber die der vergangenen Zeit werden sich alle, sobald du es haben willst, vor dich stellen, und sich nach deinem Belieben beschauen und festhalten lassen; — dazu aber haben die Geschäftevollen keine Zeit. Ein sorgenfreies und ruhiges Gemüth geht in alle Theile seines Lebens hinein, die Seelen der Geschäftevollen sind wie unter dem Joch und können sich nicht wenden und zurückschauen. Ihr Leben ist in ein tiefes Meer hinabgesunken, und so wie es Nichts hilft, du magst nachgießen, so viel du willst, wenn nicht Etwas unten ist, was es aufnehme und halte: so ist's einerlei, wie viel Zeit auch gegeben seyn mag,

wenn kein Punkt da ist, wo sie fest bleibe; durch die schadhaften und durchlöcherten Seelen rinnet sie durch. Die Gegenwart ist gar sehr kurz, so zwar, daß sie Manchen wie gar Nichts vorkommt; denn sie ist immer im Lauf, im Fluß, im Sturz; sie hört eher auf, als sie kam, und es ist in ihr eben so wenig ein Stillestand, als in dem Weltall, oder in den Gestirnen, deren Bewegung, stets rastlos, nie auf demselben Punkte stehen bleibt. Die Gegenwart nun ist es allein, die den Geschäftevollen gehört; diese aber ist so kurz, daß man sie nicht fassen kann, und gerade sie entzieht sich ihnen auch, während sie auf Vieles zerstreut sind.

11. Willst du endlich an Etwas erkennen, wie kurze Zeit sie leben, so siehe nur, wie sie lange zu leben wünschen. Abgelebte Greise erbetteln mit Gelübden die Zulage von einigen Jahren; sie täuschen sich selbst, sie seyen jünger; sie schmeicheln sich durch Lüge und betrügen sich mit solcher Freude, als ob sie damit auch das Verhängniß hinter's Licht führten. Und wenn dann einmal irgend ein Uebelbefinden sie an die Sterblichkeit mahnt, — wie zaghaft sterben sie, nicht als die da ausziehen aus dem Leben, sondern als die hinausgeworfen werden. Thoren, schreien sie, wären sie gewesen, daß sie nicht gelebt haben, und würden sie nur bei dieser Krankheit davon kommen, da wollten sie in Muße leben. Da fällt es ihnen ein, wie vergeblich sie bereitet haben, was sie nicht genießen würden, wie alle ihre Mühe umsonst gewesen.

Dagegen, wenn man das Leben fern von allen Welthändeln führt, — warum sollte es nicht von Umfang seyn? Nichts davon wird verstellt, Nichts da- und dorthin verstreut, Nichts dem Zufall überlassen, Nichts geht durch Nachläßigkeit

zu Grunde, Nichts wird durch Verschenkungen entzogen, Nichts ist überflüssig: es trägt, wenn ich so sagen soll, seine vollen Zinsen. Sey es also, so klein es sey, es ist mehr als hinreichend, und darum, komme der letzte Tag, wann er will, der Weise wird nicht zaudern, in den Tod zu gehen mit festem Schritte.

Du fragst vielleicht, Wer denn die Geschäftevollen seyen, von denen ich sage? Glaube nicht, daß ich bloß Die meine, die sich erst durch die losgelassenen Hande aus der Börsenhalle treiben lassen *), die du entweder mit Glanze begleitet, oder in Verachtung einem Zuge folgend von dort im Gedränge wegkommen siehst; die ihre Dienstfertigkeit nicht zu Hause bleiben läßt, daß sie an fremden Thüren anklopfen; denen die obrigkeitliche Versteigerung [eingezogener Güter] um schändlichen Gewinnes willen, der ihnen manchmal übel bekommen kann, im Kopfe herumgeht. Nein, Manche sind selbst in ihrem zurückgezogenen Leben nicht Herren ihrer Zeit; auf ihrem Landgute oder auf ihrem Ruhelager, mitten in der Einsamkeit, wenn sie sich auch von Allem losgemacht haben, sind sie sich selbst zur Last; es gibt Leute, von denen man nicht sagen kann, ihr Leben sey ohne Thätigkeit, aber eine nichtsthuende Geschäftigkeit ist's.

12. Der, meinst du, lebe in Muße, welcher Corinthische Vasen, denen die Tollheit einiger Leute einen hohen Preis gibt, mit ängstlicher Genauigkeit ordnet, und den größten Theil seiner Zeit mit den rostigen Metallblättchen zubringt?

*) Die Börsenhallen und öffentlichen Plätze der Negocianten — die Basiliken — wurden, wie Lipsius behauptet, Abends geschlossen, und durch Pförtner mit Hunden bewacht.

der auf dem Ringplatze — denn o der Schande! es sind nicht einmal Römische Schwachheiten, woran wir leiden — ringenden [Griechen-] Knaben den Zuschauer abgibt? der die Schaaren seiner Wettkampfsieger in Paare nach Alter und Farben eintheilt?*) der die berühmtesten Athleten hält? wie? solche Leute, sagst du, leben in Muße, denen viele Stunden unter der Hand des Barbiers**) vorübergehen, bis abgenommen wird, was in der letzten Nacht gewachsen ist, da man über jedes Härchen Rath hält, und bald das in Unordnung gekommene Haar zurecht gebracht, bald, wo es fehlt, von da- und dorther nach vornen gekämmt wird? Wie werden sie zornig, wenn es der Barbier nicht genau genug nimmt, weil er denkt, er habe ja mit einem Manne zu thun? — Wie gerathen sie in Harnisch, wenn an ihrer Mähne Etwas weggeschnitten wird, wenn Etwas daran nicht in Ordnung liegt, und nicht Alles in Ringeln fällt? Wer ist unter ihnen, der nicht lieber den Staat, als seine Frisur in Unordnung gebracht wissen möchte? der nicht ängstlicher um den Putz, als um das Wohl seines Hauptes sorgte? der nicht lieber hübsch aufgestutzt, als achtungswürdig seyn wollte? — Diese Leute, meinst du, leben in Muße, deren Zeit dem Kamme und Spiegel gehört? — Und was ist's mit Jenen, die sich mit dem Dichten, Anhören und Vortragen von Liedchen beschäftigen, und die Stimme, deren unverkünstelten Gang die Na-

*) Man hielt besondere Sklaven zu Wettkämpfen, und machte Parteien, die man durch Farbe der Kleidung unterschied; so die weiße, die rothe, die meergrüne, die lauchgrüne.

**) Der Barbier hatte nicht nur den Bart, sondern auch das Haupthaar zu besorgen.

tur so schön und einfach gebildet hat, durch den Zwang unnützer Fugen verdrehen? deren Finger immer, eines Liedes Takt messend, in musikalischer Bewegung sind? die, wenn man sie zu ernsten, oft sogar traurigen Dingen zieht, eine leise Melodie vor sich hinsummen? Die haben keine Muße, sondern eine thatenlose Geschäftigkeit. — Wahrlich, von solchen Leuten möchte ich behaupten, auch ihre Gastmähler seyen nicht für eine freie Zeit zu rechnen; sehe ich doch, was es sie für Sorge kostet, ihr Silber zu ordnen; mit welcher Genauigkeit sie ihren Schandbuben das Unterkleid aufschürzen; wie sie darauf gespannt sind, welchergestalten ihr Schwarzwildprett vom Koch komme; mit welcher Eile auf ein gegebenes Zeichen ihre Entmannten zum Aufwarten rennen; mit welcher Kunst das Geflügel zerschnitten wird, daß die Stücke nicht zu groß werden; wie pünktlich die unglückseligen Buben darauf aus sind, aufzuwaschen, wo die Besoffenen hingespuckt haben. Solche Dinge müssen ihnen zu dem Ruhme eines geschmackvollen und glänzenden Hauswesens verhelfen, und die Verkehrtheit geht ihnen so weit in alle innern Lebensverhältnisse nach, daß sie nicht essen, noch trinken, ohne daß es auf Etwas nebenbei abgesehen ist. Auch Die möchte ich nicht unter die in Muße Lebenden rechnen, die sich in Tragsesseln und Sänften da- und dorthin schleppen, und der Stunde ihrer Motion aufwarten, als dürften sie davon nicht abgehen; die Jemand daran mahnen muß, wann sie sich baden sollen, wann schwimmen, wann speisen, und die durch allzu tolle Erschlaffung des verweichlichten Geistes so ganz alle Kraft verloren haben, daß sie durch sich selbst nicht wissen können, ob sie hungrig seyen. — Ich weiß von einem solchen Genußmenschen,

— wenn man es je noch Genuß nennen darf, so man Das verlernt, was zum alltäglichen Menschenleben gehört, — daß er, als er auf den Händen aus dem Bade getragen, und auf den Tragsessel gesetzt worden war, die Frage that: „sitze ich nun?" Dieser Mensch, der da fragte, ob er säße, — meinst du, Der wisse, ob er lebe, ob er sehe, ob er in Muße sey? Und man weiß nicht, soll man ihn mehr bedauern, wenn er's wirklich nicht wußte, oder wenn er sich stellte, er wisse es nicht. — In vielen Fällen ist es bei jenen Leuten wirkliche Vergeßlichkeit, in manchen auch Nachäfferei; sie finden an gewissen Schwachheiten Vergnügen, als wären solche ein Beweis ihrer glücklichen Lage. Es dünkt ihnen allzu gemein und verächtlich, zu wissen, was man thue. Da darf man nun freilich nicht mehr meinen, die Mimen [Ballettänzer] machen Viel dazu, um die Genußsucht auffallend darzustellen. Nein, wahrlich, sie übergehen mehr, als sie darstellen, und der Reichthum an unglaublichen Lastern ist in diesem hierin allein erfinderischen Zeitalter dermaßen gestiegen, daß wir bereits den Schauspielern zum Vorwurf machen können, sie thun zu wenig. Sollte es denn einen so tief in Weichlichkeit versunkenen Menschen geben, daß er es sich durch einen Andern versichern ließe, ob er sitze?

13. Ein Solcher also ist nicht ein in Muße Lebender; man muß ihn anders benennen: ein Kranker, ja ein Todter ist er. In Muße lebt Der, welcher ein Bewußtseyn von seiner Muße hat; Jener aber lebt nur halb, der, um sich seiner körperlichen Zustände bewußt zu werden, einen Dollmetscher braucht. Wie kann ein solcher Mensch je Herr seyn über seine Zeit? Es wäre zu weitläufig, Einen um den Andern

aufzuführen, deren Leben durch das Bretspiel, oder das Ballspiel, oder das sorgfältige Sonnen ihres Körpers aufgezehrt wird. Nicht in Muße leben Die, deren Vergnügungen Viel zu schaffen machen. Ueber Diejenigen ist wohl Jedermann im Reinen, daß sie in ihrer Geschäftigkeit Nichts thun, welche sich mit zwecklosen literarischen Studien abgeben, deren es bereits auch bei den Römern eine ansehnliche Zahl gibt. Den Griechen war [bisher] die Schwachheit eigen, zu untersuchen, was für eine Zahl von Ruderknechten Ulysses gehabt; ob die Ilias früher geschrieben sey, oder die Odyssee, und dazu, ob sie von einerlei Verfasser seyen. — Dann noch Mehreres von derselben Bedeutsamkeit, was, wenn man's für sich behält, als ein Wissen, wovon man nicht spricht, auch Nichts hilft; theilt man es aber mit, so wird man eher lästig, als gelehrt scheinen. Siehe, auch die Römer hat die eitle Sucht ergriffen, unnöthige Dinge zu lernen. Dieser Tage hörte ich einen Philosophen, welcher einen Vortrag darüber hielt, was ein Jeder von den Römischen Feldherren zuerst ausgeführt habe. Der Erste, der in einer Seeschlacht siegte, war Duillius; der Erste, der Elephanten im Triumph aufführte, war Curius Dentatus. Nun es berührt Diß, obwohl es zum wahren Ruhme nicht darauf ankommt, doch noch Beispiele von der Wirksamkeit unserer Mitbürger. Nutzen wird solche Erkenntniß freilich nie bringen, doch ist sie von der Art, daß uns das Glänzende der an sich gleichgültigen Sache anzieht. — Auch die Forschung erlasien wir gern, Wer die Römer zuerst dahin gebracht habe, ein Schiff zu besteigen.

Das war Claudius *), welcher gerade deßhalb Cauder genannt wurde, weil eine Zusammenfügung mehrerer Bretter bei den Alten caudex [eigentlich ein Baumstamm] hieß, weßhalb die öffentlichen Gesetztafeln den Namen codices haben, und die Schiffe, die nach alter Gewohnheit auf der Tiber Zufuhr bringen, auch jetzt noch caudicariae genannt werden. — Von solcher Wichtigkeit mag allerdings auch Das seyn, daß Valerius Corvinus zuerst Messana bezwang, und der Erste war aus der Familie der Valerier, der, indem man den Namen der von ihm eroberten Stadt auf ihn übertrug, den Beinamen Messana erhielt, und dann, da das Volk nach und nach die Buchstaben verwechselte, Messala hieß. — Sollte man wohl Jemanden auch darnach forschen lassen, daß Lucius Sulla, da man sonst nur angebundene Löwen zeigte, zuerst losgelassene im Circus sehen ließ, weil vom Könige Bocchus Wurfspießschützen gesandt worden waren, dieselben zu erlegen? Das möchte wohl auch zu erlassen seyn. Und liegt denn auch irgend Etwas daran, daß Pompejus zuerst einen Kampf von achtzehn Elephanten im Circus gab, wobei Verbrecher, wie zu einem Treffen, zugelassen wurden? Der erste Mann im Staate, und unter den Großen des Alterthums, wie die Sage erzählt, durch Güte ausgezeichnet, hielt es für eine merkwürdige Art von Schauspiel, Menschen auf eine beispiellose Weise um's Leben zu bringen. — Sie ringen: das ist nicht genug. Sie werden zerfleischt: nicht genug; sie müssen zertreten seyn von der Bestien ungeheurer Last. — Besser wär's gewesen, es wäre dergleichen in Vergessenheit gekom-

*) Um's Jahr d. St. 489. Vergl. Sexton. Tiber. Cap. 2.

men, damit nicht in der Folge irgend ein Machthaber davon lernte, und zu solcher Unmenschlichkeit Lust bekäme.

14. O welche Verblendung verursacht ein hoher Glücksstand in menschlichen Herzen! Jener dachte sich als Herrn der Natur, als er so viele Haufen von Unglückseligen den unter einem andern Himmelsstriche geborenen Bestien vorwarf, als er Krieg anzettelte zwischen so ungleichen Geschöpfen, als er unter den Augen des Römischen Volkes so viel Blut vergoß, Er, der es bald selbst noch mehr zu vergießen zwingen wollte. Und gerade dieser Mann *), durch Treulosigkeit bei Alexandria getäuscht, bot sich in der Folge einem elenden Sklaven dar, daß er ihn durchbohrte, und jetzt erst ward ihm der eitle Prunk seines Beinamens [des Großen] klar.

Doch, um dahin zurückzukehren, von wo ich mich entfernt habe, so will ich auch von einem andern Gegenstande darthun, wie sich die Sorgfalt Mancher auf unnöthige Dinge richtet. Eben der oben erwähnte [Philosoph] erzählte, Metellus, der die Carthager in Sicilien besiegt hatte, sey unter allen Römern der Einzige gewesen, der im Triumphe vor seinem Wagen einhundert und zwanzig eroberte Elephanten herziehen ließ; Sulla sey der Letzte gewesen unter den Römern, welcher den freien Raum vor und hinter den Stadtmauern erweiterte, der nach der Sitte der Alten nie bei Eroberung eines Provinzialgebietes, sondern nur bei der Erwerbung Italischen Bodens erweitert zu werden pflegte. **)

*) Ueber das Ende des Pompejus vergl. Ueber den Zorn II, 2, und die Anmerkung dazu.

**) Das pomoerium ist nach Livius I, 44. ein geheiligter Raum rings um die Stadtmauer, der nach Etrurischer Sitte

Solches zu wissen, kann noch eher zu Etwas dienen, als daß der Aventinische Hügel, wie Jener behauptete, aus einer von den zwei Ursachen außerhalb des Pomöriums sey, entweder weil das Volk dahin ausgezogen war, oder weil bei des Remus Auspicien die Vögel nicht für jenen Ort gestimmt hatten. Und so unzählige andere Dinge, die entweder erdichtet sind, oder einer Lüge ähnlich. Denn auch zugegeben, daß jenes Alles zuverläßig sey, was sie erzählen, und daß sie nach guten Gewährsmännern schreiben, — Wer wird denn doch dadurch von Vorurtheilen geheilt? Wer wird dadurch ein Herr seiner Leidenschaften? Wen macht Das tapferer, gerechter, wohlthätiger? Unser Fabianus pflegte manchmal zu sagen: er wisse nicht, ob es nicht besser wäre, sich auf gar keine Studien einzulassen, als sich in solche zu verwickeln. — In Muße leben einzig unter Allen Diejenigen, die ihre Zeit der Weisheit schenken; sie allein leben, denn nicht nur ihre eigene Lebenszeit halten sie gut verwahrt, sondern sie legen jegliche Periode der Zeiten der ihrigen zu. Alle Jahre, die vor ihnen verlebt wurden, gewinnen sie für sich. Wenn wir nicht ganz undankbar sind, so sind jene hochberühmten Religionsstifter für **uns** geboren, so haben sie **uns** den Weg zum Leben gebahnt. Zu dem Edelsten, was aus der Finsterniß an's Licht gezogen ward, gelangen wir durch die Thätigkeit Anderer.

weder bebaut, noch bepflügt werden durfte; bei der Vergrößerung der Stadt wurde er immer mehr hinausgerückt. Dieß geschah Anfangs freilich nur, wenn in Italien selbst Eroberungen gemacht wurden, nachher aber auch, wenn Provinzen zum Reiche kamen. — Uebrigens hat nach Sulla auch Julius Cäsar, Augustus und Claudius etwas Aehnliches gethan. Tac. Annalen XII, 23. 24.

Kein Jahrhundert ist uns verschlossen, zu allen haben wir Zutritt, und wenn wir Lust haben, hohen Sinnes über die Beschränkungen menschlicher Hinfälligkeit hinauszugehen, so haben wir eine schöne Strecke Zeit zu durchwandern. Wir können disputiren mit Socrates, zweifeln mit Carneades, ein ruhiges Leben führen mit Epicur, die menschliche Natur überwinden mit den Stoikern, über sie hinausgehen mit den Cynikern, und, wie die Natur, mit jeglichem Zeitalter, als seine Genossen, gleichen Schritt halten. Warum sollten wir nicht von diesem unbedeutenden und vergänglichen Vorüberschreiten der Zeit uns mit ganzer Seele zu Dem wenden, was unermeßlich, was ewig ist*), was wir mit edleren Naturen gemein haben? Jene, die, Aufwartungen machend, umherrennen, die sich und Andern keine Ruhe lassen, — wenn sie nun recht eigentlich toll gewesen, wenn sie Tag für Tag an Aller Thürschwellen herumgekommen, und keine offene Thüre vorbeigegangen sind, wenn sie in den verschiedenen Häusern ihre bezahlten Komplimente gemacht haben: wie Viele sind's, die sie in der so unermeßlichen und durch so verschiedene Bestrebungen zerstreuten Stadt nicht werden treffen können? wie Viele, bei denen sie entweder wegen des Schlafs, oder wegen Schwelgereien, oder wegen Unfreundlichkeit derselben nicht vorkommen können? wie Viele, die ihnen, nachdem sie lange harren mußten, vorgeblich dringender Umstände wegen doch kein Gehör geben? wie Viele werden es vermeiden, durch den mit Clienten vollgepfropften Vorhof auszugehen, und lieber durch Nebenausgänge sich aus-

*) Die Bipont. u. Ruhkopf haben statt aeterna — externa. Es scheint aber ein Irrthum zu seyn.

dem Hause schleichen? als ob es nicht unartiger wäre, die Leute zu täuschen, als abzuweisen. Wie Viele werden, von dem gestrigen Rausche halb betäubt und mit eingenommenem Kopfe, mit kaum geöffneten Lippen den tausendmal eingeflüsterten Namen mit stolzem Gähnen aussprechen, während jene Beklagenswerthen ihren Schlaf brechen, um den des Andern abzuwarten?

Von Denjenigen aber können wir sagen, sie widmen ihre Zeit einem rechten Dienste, die da täglich den Zeno, den Pythagoras, den Democritus und die andern Meister in edeln Wissenschaften, die den Aristoteles und Theophrastus zu vertrauten Freunden haben wollen. Unter Diesen wird sich Keiner mit Mangel an Zeit entschuldigen, Keiner den zu ihm Kommenden entlassen, ohne ihn beseligter und liebender an sich angeschlossen zu haben; Keiner wird irgend Einen mit leeren Händen von sich weggehen lassen. Bei Nacht, wie bei Tage, kann Jeder, der Mensch heißt, zu ihnen kommen. Von Diesen wird Keiner dich zu sterben zwingen, aber lehren werden dich's Alle; von ihnen wird Keiner dich um deine Jahre bringen, er wird dir die seinigen dazu geben; nie wird dir die Unterhaltung mit einem Solchen gefährlich seyn, nie seine Freundschaft dich das Leben, oder die Höflichkeit gegen ihn einen Aufwand kosten.

15. Du wirst von ihnen bekommen, was du nur willst; an ihnen wird es nicht fehlen, daß du nicht gewinnen könntest, so viel du nur fassen kannst. Welches Glück, welches schöne Greisenalter erwartet Den, der sich unter solche Schutzherren gestellt hat? Mit ihnen kann er sich über das Geringste und Wichtigste berathen, sie täglich über sich selbst zu

Rathe ziehen, von ihnen die Wahrheit hören ohne Beschämung, ihr Lob einernten ohne Schmeichelei, nach ihrem Muster sich heranbilden. Wir pflegen zu sagen, es sey nicht in unserer Macht gestanden, Wen wir zu Eltern bekämen; sie seyen uns durch's Loos zugetheilt. Aber ja, wir können nach unserer Wahl in's Leben treten. Es gibt Familien der edelsten Geister. Wähle, in welche du aufgenommen werden willst; du wirst nicht nur auf den Namen als Sohn aufgenommen werden, sondern auf das Erbgut selbst, und Das wirst du nicht schmutzig und eigennützig zu bewahren haben; es wird größer werden, unter je Mehrere du es vertheilst. Jene Männer werden dir den Weg zur Ewigkeit anweisen, und dir zu dem Platze verhelfen, von dem dich Niemand verdrängen wird; Das ist das einzige Mittel, die Sterblichkeit weiter hinauszurücken, ja in Unsterblichkeit zu verwandeln. Ehrenämter und Denkmale, Alles, was der eitle Sinn entweder in Beschlüssen verordnet, oder in Kunstwerken aufgethürmt hat, fällt bald zusammen; an Alles legt die Länge der Zeit zerstörende Hand an, und Was sie als unumstößlich aufgestellt hat, daran rüttelt sie bald. Der Weisheit ann kein Abbruch gethan werden; kein Zeitalter wird sie vertilgen, keines sie schwächen; das nachfolgende und dann immer wieder das weiter hinausliegende wird irgend Etwas zu ihrer Würdigung beitragen, weil zwar um das Naheliegende der Neid schwebt, wir aber aufrichtigere Bewunderung für Das hegen, was in der Ferne steht. — Weit also breitet sich das Leben des Weisen aus, nicht ist er von derselben Grenze, wie die Andern, eingeschlossen, er allein ist nicht durch die Gesetze der Menschheit gebunden: alle Jahrhunderte müssen

ihm dienen, wie einem Gott. Ist eine Zeit vorübergegangen: die faßt er in seiner Erinnerung; ist sie vorhanden: von der macht er Gebrauch; steht sie in der Zukunft: die genießt er voraus. Das Zusammenfassen aller Zeiten in Eine macht ihm ein langes Leben; sehr kurz und sorgenvoll ist die Lebenszeit Derer, die der Vergangenheit vergessen, die Gegenwart nicht nützen, für die Zukunft fürchten; wenn sie an's Ende gekommen sind, dann sehen sie zu spät ein, die Armen, so lange seyen sie geschäftevoll gewesen, ohne Etwas zu thun.

16. Und glaube nur nicht, weil sie bisweilen den Tod herbeirufen, Das sey ein Beweis, daß sie ein langes Leben haben. Es quält sie ihr verkehrter Sinn mit ungeregelten Wünschen, und die sich gerade auf Das richten, was sie fürchten: den Tod wünschen sie sich oft darum, weil sie ihn scheuen. — Auch Das halte nicht für einen Beweis, daß sie lange leben, wenn ihnen so manchmal der Tag lang wird; wenn sie, bis die zur Tafel bestimmte Zeit eintritt, klagen, es schleichen die Stunden so träge. Freilich, wenn ihnen einmal die Geschäfte ausgehen, so ist ihnen in der Muße, die ihnen bleibt, ganz unbehaglich, und sie wissen nicht, was sie damit anfangen, oder wie sie sich hindurchschleppen sollen. — So sehen sie sich denn nach irgend Etwas um, das sie in Anspruch nimmt, und alle Zeit, die nicht so ausgefüllt wird, ist ihnen zur Last; wahrlich, gerade so, wie sie, wenn ein Tag für das Fechterspiel angekündigt, oder irgend eines andern Schauspiels oder Vergnügens festgesetzte Zeit erharret wird, über die dazwischen liegenden Tage hinwegspringen möchten. — Wo Etwas, das sie hoffen, hinausgeschoben ist, wird ihnen die Zeit lang. Die Zeit aber, die ihnen lieb ist,

die ist kurz und rasch, und sie selbst sind Schuld daran, daß sie noch viel kürzer wird, denn sie rennen da- und dorthin, und können nicht bei einem Wunsche bleiben; nicht lang, sondern verhaßt sind ihnen die Tage. Die Nächte dagegen, die sie in den Umarmungen ihrer Dirnen, oder bei'm Weine durchbringen, wie kommen ihnen die so kurz vor! Daher auch die Verrücktheit der Poeten, die mit ihren Fabeln der Menschen Verirrungen nähren, und die da träumen, es habe Jupiter, von der Lust der Begattung bezaubert, die Nacht verdoppelt. Heißt Das nicht unsere Laster entflammen, wenn man die Götter als die Vorgänger schildert, und mit dem Beispiele der Gottheit dem Verderbnisse Entschuldigung und freien Lauf gibt? Müssen ihnen nicht die Nächte sehr kurz scheinen, wenn sie dieselben so theuer erkaufen? Den Tag bringen sie um in Erwartung der Nacht, die Nacht in Furcht vor dem Tage. Ihre Genüsse selbst sind ängstlich, und durch mancherlei Schrecken beunruhigt, und in ihrer höchsten Freude beschleicht sie der sorgenvolle Gedanke: „wie lange wird's währen?" Solche Gedanken haben Königen Thränen entlockt über ihre Macht, und es hat sie nicht die Größe ihres Glückes ergötzt, sondern das früh oder spät bevorstehende Ende desselben hat sie mit Schrecken erfüllt. — Als der übermüthige Perserkönig sein Heer in den weiten Räumen der Ebenen ausbreitete, und nicht dessen Zahl, sondern den Umfang erwog, da vergoß er Thränen, daß in hundert Jahren von einer solchen jungen Mannschaft kein Mann mehr da seyn werde. Und doch war Er, der da weinte, gerade im Begriffe, ihnen den letzten Tag zu beschleunigen, und die Einen zu Lande, die Andern zur See, die Einen in der Schlacht,

die Andern auf der Flucht zu Grunde zu richten, und Dieselben, für die er auf hundert Jahre hinaus fürchtete, in kurzer Frist aufzureiben!

17. Und warum sind denn ihre Freuden ängstlich? Sie ruhen eben auf keinem festen Grunde, sondern in derselben Gehaltlosigkeit, die ihre Quelle ist, finden sie auch ihre Störung. Was muß aber das für eine Zeit seyn, die nach ihrem eigenen Eingeständnisse elend ist, da auch die, deren sie sich rühmen, und in der sie sich übermenschlich fühlen, gar nicht ungetrübt ist? Je größer die Güter, desto sorgenvoller, und es ist dem Glücke nie weniger zu trauen, als wenn es recht gütig ist. — Um dem Glückszustande Festigkeit zu geben, muß die Glückseligkeit eine ganz andere seyn, und gerade für die gewährten Wünsche muß man flehen. Denn Alles, was durch Zufall kam, ist unbeständig; je höher sich Etwas gehoben hat, desto mehr neigt es sich zum Falle. Was aber den Fall droht, macht Keinem fernerhin Freude. Sehr beklagenswerth also, nicht nur sehr kurz muß das Leben Derer seyn, die mit großer Beschwerde erringen, Was sie mit noch größerer besitzen müssen; mit Mühe erlangen sie, Was sie wünschen; mit Angst haben sie inne, Was sie erreichten. Indessen denken sie nicht darauf, daß die Zeit nie mehr wiederkehren wird. Neue Beschäftigungen treten an die Stelle der alten, eine Hoffnung erregt die andere, ein eitles Trachten das andere; nicht ein Ende zu machen sucht man dem elenden Zustande, sondern nur Das, was ihn herbeiführt, zu ändern. Haben uns eigene Ehrenstellen zu schaffen gemacht? noch mehr Zeit nehmen uns fremde hinweg. Haben wir als Bewerber uns abzumühen aufgehört? Andere zu empfehlen, fangen wir's wieder an. —

Das lästige Anklagen haben wir aufgegeben? so machen wir uns an die Last des Richtens. — Den Richter zu machen hat Einer nachgelassen? so macht er nun den Vorstand bei den Untersuchungen. — Unter besoldeter Verwaltung fremder Güter ist er alt geworden? nun lassen ihn die eigenen Reichthümer nicht los. — Des Dienstes im niedrigen Range ist Marius los? *) nun läßt ihm das Consulat keine Ruhe. — Durch die Dictatur hindurchzukommen kann Quiatus [Cincinnatus] kaum erwarten? dann wird man ihn von seinem Pfluge wieder wegholen. — Gegen die Carthager wird, noch nicht reif für ein so großes Unternehmen, Scipio **) ziehen, der Ueberwinder Hannibals, der Ueberwinder des Antiochus, seines eigenen Consulates Zierde, des brüderlichen Bürge: wenn er nicht selbst Einhalt thut, wird man ihn neben Jupiter stellen; aber bürgerliche Unruhen werden an dem Retter zerren,

---

*) Marium caliga dimisit, wie wenn wir sagen wollten: „Marius ist des Kamaschendienstes los."

**) Publius Cornelius Scipio Africanus, der ältere, schlug den Hannibal bei Zama, und bürgte für seinen Bruder Lucius Scipio, dem man als Consul den Krieg gegen Antiochus nicht anvertrauen wollte, indem er selbst als Legat seines Bruders den Feldzug mitzumachen sich anerbot. Der Erfolg war der günstigste. Seine Statue wollte man neben Jupiter stellen und sein gemaltes Bild in den Tempel auf dem Capitol. Er lehnte diese Ehre ab. Später erhob man Klage gegen ihn wegen angeschuldigter untreuer Verwaltung der im Kriege mit Antiochus eroberten Gelder. Er starb in dem selbstgewählten Exil zu Linternum, und verordnete, daß auch seine Gebeine nicht in das undankbare Rom gebracht werden sollten.

und nachdem der Jüngling Göttern gleiche Ehre verschmäht hat, wird es, wenn er nun zum Greise geworden, seine Lust seyn, ein Exil zu ertrotzen. Nie wird es, sey es im Glücke, oder im Elende, an Ursachen zur Sorge fehlen; durch Geschäftigkeit wird man sich die Muße rauben; nie wird man handeln, ewig wünschen.

18. Darum mache eine Ausnahme von dem großen Haufen, mein theuerster Paullinus, und flüchte dich doch einmal in den ruhigeren Hafen, statt dich, so viel deiner Jahre seyn werden, herumwerfen zu lassen. Bedenke, wie manchen Wogen du dich ausgesetzt, wie viele Stürme du theils in deinem Privatleben ausgehalten, theils in deinem öffentlichen über dich herbeigerufen hast. Genug hat sich schon in Mühen und Unruhen deine Kraft erprobt; laß sehen, Was sie in Muße ausrichte. Der größere Theil deiner Lebenszeit, wenigstens der bessere, mag dem Staate geweihet gewesen seyn; Etwas von der Zeit, die dir gehört, nimm auch für dich. Und ich fordere dich nicht zu einer trägen und thatenlosen Ruhe auf, nicht daß du im Schlaf und in Genüssen, die der Menge lieb sind, die lebendige Natur, die in dir ist, versenkest. Nicht Solches heißt in Ruhe leben. Du wirst in deiner Zurückgezogenheit und Sorglosigkeit noch Wichtigeres zu betreiben finden, als die bisher mit Eifer geleisteten Dienste. Du führst zwar die Rechnung des Reiches, so uneigennützig, als gehörte dir Nichts davon, so sorgfältig, als wär's dein Eigenthum, so gewissenhaft, als es ein Gemeingut zur Pflicht macht; du gewinnest Liebe in einem Dienste, bei dem es schwer ist, Haß zu vermeiden: aber dennoch, glaube mir, ist es besser, mit der Rechnung seines eigenen Lebens im Reinen

zu seyn, als mit der über das öffentliche Getreide. Jene Lebhaftigkeit des Geistes, die des Höchsten fähig ist, widme nach einem zwar ehrenvollen, aber zu einem glücklichen Leben gar nicht geeigneten Dienste dir selbst; bedenke, es sey bei dir von Jugend auf mit all deinem Studium edler Wissenschaften nicht darauf abgesehen gewesen, daß dir viele tausend Scheffel Getreide mit Vertrauen übergeben werden könnten: du hattest etwas Größeres und Höheres von dir zu hoffen gegeben. An Männern, die gute Haushälter und tüchtige Arbeiter sind, wird es nicht fehlen. Ist doch langsames Zugvieh zum Lasttragen weit geeigneter, als edle Rosse, — und Wer wird ihre herrliche Behendigkeit wohl mit schwerem Gepäcke niederhalten? Bedenke überdieß, welcher Beunruhigung du dich aussetzest, wenn du dich unter eine solche Last stellst. — Mit dem Magen der Leute hast du zu thun, und hungerndes Volk nimmt weder Vernunft an, noch läßt es sich durch Billigkeit besänftigen, noch durch irgend eine Bitte stimmen. — Ist's doch nicht lange her, daß in jenen etlichen Tagen, da Cajus Cäsar [Caligula] starb (dem, wenn im Tode noch ein Bewußtseyn Statt findet, Das am verdrießlichsten ist, daß er sterben mußte, ehe es mit dem Römischen Volke gar aus war), nur auf sieben oder höchstens acht Tage Speisevorrath vorhanden gewesen! Während er Schiffbrücken schlug *), und die Kräfte des Staates verschleuderte, war das auch für Belagerte schrecklichste Uebel vorhanden: Mangel an

*) Von seinem Landgute Bauli bei Baja nach Puteoli hinüber, also über einen Meerbusen, wie Xerxes über den Hellespont. Vergl. Sueton's Caligula 19. Daß damals eine Theurung war, berichtet auch Dio Cassius 19, 17.

Lebensmitteln. Beinahe den Untergang und Hungersnoth, und was in deren Geleite ist, allgemeines Verderben, kostete die Nachäfferei des tollen und ausländischen und zu seinem eigenen Unheil übermüthigen Königs [Xerxes]. — Wie mußte da den Männern zu Muthe seyn, denen die Sorge für die Magazine übertragen war? Beilhieben, Steinwürfen, Feuerbränden, Schwertern setzten sie sich aus, und mit der größten Verstellungskunst verbargen sie das gewaltige im Innern versteckte Uebel *), und allerdings mit gutem Grunde. Denn Manches muß man heilen, ohne daß der Kranke davon weiß; Vielen war es wohl schon eine Ursache des Todes, daß sie ihre Krankheit kannten.

19. Gib dich doch Demjenigen hin, was so viel ruhiger, sicherer, großartiger ist. Kannst du doch nicht meinen, es sey gleichviel, ob du deine Bemühungen darauf verwendest, daß das Getreide, ohne von der Betrügerei, oder von der Nachläßigkeit der Einbringer Schaden zu leiden, in die Scheunen geschafft, daß es nicht durch hinzutretende Feuchtigkeit verdorben und warm werde, und daß an Maß und Gewicht Nichts abgehe: oder ob du dich jenen heiligen und erhabenen Aufgaben widmest, zu erkunden, von welchem Stoffe die Götter seyen; wie ihr Genuß, ihr Zustand, ihre Gestalt sey; was für ein Geschick dein geistig Wesen erwarte; wohin die Natur uns nach der Entfesselung von dem Körper versetze? Was es sey, das alle die festen Massen dieses Weltkörpers aufrecht erhalte, über dem Leichten schweben mache, hoch in

*) Sie ließen es nicht kund werden, wie gering die Vorräthe wären, und setzten sich dabei einem Aufstande des Volkes aus.

den Aether hinaufhebe, und die Gestirne zu ihrem Laufe aufrege, und was sonst überall für gewaltige Wunderdinge sind. — Willst du, vom Boden dich erhebend, dorthin schauen mit deinen Gedanken? — Jetzt, so lange das Blut noch warm ist, in frischer Lebenskraft, muß man sich an das Edlere machen. Bei solcher Richtung deines Lebens hast du einen Reichthum edler Wissenschaften zu gewarten, Tugendlust und Tugendübung, Schweigen der Leidenschaften, Weisheit zu leben und zu sterben, einen Zustand tiefer Ruhe. Alle Geschäftevollen zwar sind in einer beklagenswerthen Lage, in der beklagenswerthesten jedoch Diejenigen, die sich bei ihrem Treiben nicht einmal für sich abmühen; der Schlaf Anderer bestimmt ihren Schlaf, der Schritt Anderer ihren Gang; sie essen nach dem Appetit Anderer. Liebe und Haß, das Freieste von Allem, was es geben kann, lassen sie sich befehlen. Wollen diese Menschen erkennen, wie kurz ihr Leben sey, so mögen sie bedenken, welch kleiner Theil davon ihnen gehört. Wenn du daher siehst, daß sie schon oft eine hohe Stelle bekamen, daß ihr Name auf dem Forum gefeiert ist, beneide sie nicht. Das ist ein Gewinn, der Etwas vom Leben kostet; daß ein einziges Jahr ihren Namen trägt, dafür müssen sie alle ihre Jahre aufopfern. Schon Manchen aber, während sie nach dem Gipfel der Ehre strebten, ist das Leben ausgegangen, indem sie noch auf den untersten Stufen zu thun hatten; Manchen, wenn sie durch tausend Unwürdigkeiten zur höchsten Würde durchgebrochen hatten, kam der jammervolle Gedanke, sie haben sich abgemüht um einen Titel auf ihr Grabmal; Manche sind im äußersten Greisenalter, während sie, wie in der Jugend, sich neue Hoff-

nungen und Plane machten, unter großen und unabläßigen Bemühungen in Kraftlosigkeit zusammengesunken.

20. Schande dem Manne, dem als Anwalt für die gemeinsten Proceßkrämer, während er in seinen alten Tagen nach dem Beifalle der unverständigen Menge hascht, der Athem vom Munde flieht! Schmach Dem, der, eher des Lebens als seines Treibens satt, mitten in seiner Geschäftigkeit zusammensinkt! Schande Dem, der, in seine Abrechnungen hineinsterbend, von dem lange umhergezogenen Erben verlacht wird! Ein Beispiel, das mir hierbei einfällt, kann ich nicht übergehen. Turannius war ein Mann vom pünktlichsten Fleiße und schon in hohen Jahren. Dieser, als er, ein Neunziger, vom Cajus Cäsar [Caligula] die Entlassung von der Stelle eines Getreideverwalters ohne Ansuchen erhalten hatte, ließ sich auf ein Bett legen, und, wie einen Todten, von seiner ihn umringenden Dienerschaft beklagen. Es betrauerte die ganze Familie die Entlassung des hochbetagten Gebieters, und ließ mit der Trauer nicht eher nach, bis ihm sein mühsames Amt wieder zugesprochen ward. — Solch ein Glück ist's also, bis in den Tod von Geschäften in Anspruch genommen zu seyn? So ist die Gesinnung der Meisten; ihr Verlangen nach Anstrengung geht weiter, als ihre Kraft; der Schwäche ihres Körpers wollen sie nicht nachgeben; das Greisenalter achten sie einzig in der Hinsicht beschwerlich, daß es sie zur Ruhe verweiset. Das Gesetz enthebt vom fünfzigsten Jahre an vom Kriegsdienste, mit dem sechzigsten vom Senate. Weniger leicht gewinnen die Leute Ruhe von sich selbst, als vom Gesetz. Inzwischen, während sie weder sich noch Andere zu sich selbst kommen lassen, wäh-

rend Einer des Andern Ruhe unterbricht, während sie gegenseitig elend sind, ist das Leben ohne Gewinn, ohne Genuß, ohne allen geistigen Fortgang, und Niemand hat den Tod vor Augen, Jedermann richtet sein Hoffen in die Ferne. Ja Manche ordnen noch an, was über das Leben hinausliegt: hochgethürmte Grabmale, Stiftungen öffentlicher Bauwerke und Fechterspiele an ihrem Scheiterhaufen und prunkvolle Leichenbegängnisse. Aber wahrlich, ihre Leichen, als die da gar wenig gelebt haben, sollten bei Fackelschein und Wachskerzen gehalten werden. *)

*) Wie Kinderleichen, die ohne Begleitung und Parentation bei Nacht gehalten wurden. Tacit. Annal. XIII, 17. Seneca's Briefe 122.

Lucius Annäus Seneca

Vom seligen Leben.

Einleitung.

Was das Glück des Lebens ausmache, oder wie ein Leben seyn müsse, wenn es ein glückseliges genannt zu werden verdienen soll, und wie man dazu gelange, das sind die zwei Hauptfragen, deren Beantwortung sich Seneca in der vorliegenden praktisch-philosophischen Abhandlung vorgesetzt hat, bei welcher neben der allgemeinen Absicht, dem Wahne und Vorurtheile der Menschen, die das Lebensglück in äußerlichen Dingen suchen, zu wehren, wohl die besondere gedoppelte Tendenz unverkennbar ist, die Grundsätze Epicurs, dem er übrigens volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt, und dessen Ansicht, daß Tugend nothwendig mit Vergnügen verbunden seyn müsse, zu widerlegen, und sodann sich selbst darüber zu rechtfertigen, daß er eben doch den Besitz der Reichthümer, als der Mittel zum Vergnügen, keineswegs ver-

achte. — In letzterer Hinsicht unterscheidet er zwischen einem vollendeten Weisen, der er noch nicht sey, und zwischen Solchen, die auf dem Wege zur Weisheit begriffen seyen; in Beziehung auf Epicureische Grundsätze stellt er als Gegensatz den Grundsatz der Stoiker auf: es gebe nur Ein Gut, die Tugend; alles Andere, wie Reichthum, Gesundheit rc. sey kein Gut; doch haben diese Dinge allerdings einen Werth, und ob sie gleich für das Wesentliche nicht von Bedeutung seyen und fehlen können, ohne daß das Hauptgut darunter leide, so geben sie doch der aus Tugend entspringenden Freude einen Zuwachs und gehören unter diejenigen Dinge, welche „die vorgezogenen" genannt werden und nicht unwürdig seyen, daß der Weise darnach strebe, der allerdings z. B Krankheit ertragen, aber dennoch Gesundheit wünschen werde. Wahrscheinlich ist, daß Seneca diese Abhandlung erst in seinem hohen Alter geschrieben hat. — Der Schluß fehlt, und es mag ein nicht unbedeutendes Stück der Schrift seyn, was verloren gegangen ist; man hat an dieselbe zur Ergänzung ehemals die Abhandlung „von der Muße des Weisen" angeknüpft, welche jedoch von dem Vorhandenen nicht wohl einen Theil ausmachen konnte und von Lipsius mit Recht als eine eigene Abhandlung abgesondert wurde. — Der Gallio, an welchen das Buch überschrieben ist, ist Seneca's älterer Bruder Novatus, welcher jenen Namen von seinem Adoptivvater bekam.

Uebersicht des Inhalts.

Kap. 1. 2. Allgemeinheit des Strebens nach Lebensglück; Schwierigkeit des Erreichens wegen Unkunde des Zieles und des Weges; irreleitendes Beispiel. Nothwendigkeit der Absonderung von dem großen Haufen. Daß hier nicht Stimmenmehrheit entscheiden könne; es muß auf's Innere gesehen werden, und Wer in sich selbst hineinblickt, wird finden, daß das wahre Glück nicht in äußerlichen Dingen liegt.

Kap. 3—6. Bei dem Lebensglücke kommt es vor Allem auf die naturgemäße, gesunde Beschaffenheit der Seele an, die, ohne Vernachläßigung der äußeren Verhältnisse, dennoch keinen großen Werth auf diese lege, und derselben keinen Einfluß auf ihre Ruhe und Freiheit gestatte. Verschiedene Bestimmungen des Begriffes von Lebensglück. In jedem Falle gehört dazu unangefochtene Heiterkeit der Seele, und daß diese über Lust und Schmerz erhaben sey; also Gleichgültigkeit gegen das Schicksal, Nichts wünschend und Nichts fürchtend. Ohne Sinn für Wahrheit aber kann Keiner glücklich genannt werden. Sinnengenuß kann nicht glücklich machen. Zum Lebensglücke gehört gesunde Vernunft, richtiges Urtheil, Zufriedenheit mit sich selbst und seiner Lage. — Widerlegung der Epicureer, welche behaupten, Tugend und Vergnügen müsse beisammen seyn, und Vergnügen sey das höchste Gut.

Kap. 7. 8. Vergnügen kann ja auch dem schändlichsten Leben zu Theil werden; und Manche werden durch's Vergnügen unglücklich. Tugend und Vergnügen sind Dinge, die sich ganz unähnlich, ja entgegengesetzt sind. Glücklich leben und naturgemäß leben, ist Eins; das Aeußere muß uns dienen, nicht wir dem Aeußern; so machen wir uns das höchste Gut unterwürfig. Das höchste Gut ist ein mit sich selbst einiges Gemüth.

Kap. 9—11. Das Vergnügen ist nicht Lohn, noch Beweggrund, sondern Zugabe zur Tugend; das höchste Gut liegt in dem Wesen einer edlen Seele, und die Tugend ist ihr eigener Preis; in keinem Falle legt sie auf das Vergnügen einen Werth, wenn sie es auch zuläßt, und es ist ihr Geschäft, Dieses zu mäßigen. — Der Weise thut Nichts des Vergnügens wegen. Ueber ihm steht Nichts, am wenigsten ein so weichlicher Gegner, wie das Vergnügen ist. Der, welcher dem Vergnügen dient, ist kein Weiser; Dieses kann auch das höchste Gut nicht seyn, weil es einer Wache bedarf.

Kap. 12. 13. Wenn man gelten läßt, Tugend und Vergnügen sey Eins, so jagen Manche dem Vergnügen nach, als lebten sie somit auch tugendhaft. Das ist übrigens nicht Epicur's Meinung. Das Anpreisen des Vergnügens ist aber in jedem Falle verderblich. Epicur stellt für das Vergnügen dieselbe Regel auf, wie die Stoiker für die Tugend: es soll naturgemäß seyn und der Natur unterworfen; da geht denn aber Jeder dem Vergnügen in seinem Sinne nach, und meint, seine Laster stimmen zu der Lehre. Besser, die Tugend steht obenan.

Kap. 14. 15. Wem statt der Tugend Vergnügen das Oberste ist, der hat weder das Eine, noch das Andere; und indem er dem Vergnügen nachjagt, gibt er seine Freiheit verloren, und verkauft sich. — Auch die Freude, die aus der Tugend stammt, macht nicht einen Bestandtheil des an sich Guten aus. Die Freiheit geht verloren, wenn ihr das Glück zum Bedürfnisse wird. Auf Das, was das höchste Gut seyn soll, darf nichts Aeußeres Einfluß haben. So hoch kann sich nur die Tugend erheben, die dann Alles muthig erträgt. Der Gottheit gehorchen, ist Freiheit.

Kap. 16—21. Die Tugend ist hinreichend, um glücklich zu leben; mit manchen Banden bleibst du dabei gehalten vom Geschick, frei noch nicht, aber wie ein Freier. Einwurf: warum denn Weise doch die Güter und Gaben des Glückes nicht verschmähen? — Auch der noch nicht vollendete Weise erhebt sich doch über die Schlechten. Er stellt nicht sein eigenes Leben zum Muster auf. — Wenn selbst Weise noch Gebrechen haben, wie

Staatliche Bibliothek Bamberg

viel mehr müssen dann Die haben, welche von Tugend Nichts hören mögen! Die Weisen sind um die Aufstellung ihrer Grundsätze doch zu loben, wenn schon an dem Vollbringen Etwas fehlt. Auch schon das Unternehmen von etwas Großem ist lobenswerth, ohne Rücksicht auf das Gelingen.

Kap. 22—26. Der Weise achtet sich der Gaben des Zufalles nicht unwerth; Reichthümer liebt er zwar nicht, aber als einen Vorzug erkennt er sie doch; sie sind ihm Mittel für's Geistige. — Manche äußerliche Dinge haben ihm einen Vorzug, ohne daß ihr Verlust ihn unglücklich macht. Des Weisen Reichthum ist durchaus rechtlich; dabei wird er freigebig damit seyn, aber weise im Verschenken.

Unterschied zwischen Denen, die sich der Weisheit befleißigen, und zwischen Denen, die sie schon erreicht haben. — Vorziehen werden auch Jene den Reichthum und die Glücksgüter überhaupt, aber sich weder Etwas darauf zu Gute thun, noch sich bei der Ungunst der Umstände beklagenswerth vorkommen. Lieber werden sie allerdings diejenigen Tugenden üben, die sich mit mehr Ruhe üben lassen. Bei dem Weisen ist der Reichthum ein Diener, bei dem Thoren spielt er den Herrn; der Weise denkt bei jedem Besitze an die Vergänglichkeit. — Auch gegen Beschimpfung ist er gleichgültig.

Kap. 27. 28. Socrates wird redend eingeführt gegen die Verächter seiner Tugend.

Lucius Annäus Seneca
Vom seligen Leben.

An seinen Bruder Gallio.

1. Glücklich zu leben, mein Bruder Gallio, ist der Wunsch Aller; aber zu erkennen, Was es sey, wodurch das Leben glücklich werde, dazu fehlt ihnen die Einsicht. Und zu einem

glücklichen Leben zu gelangen, ist eine so gar nicht leichte Sache, daß man sich, wenn man je den Weg verfehlt, um so weiter davon entfernt, je rascher man darauf losgegangen ist; denn ist man auf dem entgegengesetzten Wege, so wird gerade die Eile der Grund, warum man immer weiter davon wegkommt. Darum muß man sich zuvörderst darüber in's Klare setzen, Was es sey, worauf man sein Streben richte; sodann hat man sich darnach umzusehen, auf welchem Wege man am schnellsten sein Ziel erreichen könne, und man wird schon auf dem Wege selbst, wenn er nur der rechte ist, bemerken, wie weit man sich Tag für Tag durchschlage, und um wie Viel man dem Punkte näher gekommen sey, zu dem wir ja durch ein natürliches Verlangen hingetrieben werden. Freilich, so lange man dahin und dorthin schweift, nicht einem Führer folgend, sondern dem verschieden klingenden Gelärme und Geschrei, daß man rechts oder links gehen soll, da geht man unter lauter Irregehen das Leben dahin, das so kurz ist, selbst wenn man auch Tag und Nacht sich um eine richtige Lebensansicht bemüht. Darum entscheide man sich, theils, wohin man wolle, theils, auf welchem Wege, nicht ohne einen Kundigen, der Das, worauf wir zuschreiten, genau kennt, weil hier nicht derselbe Fall ist, wie bei andern Reisen. Dort läßt sich nicht wohl irren, wenn man einen Fußpfad festhält und die Leute befragt, die da zu Hause sind; aber hier täuscht ein Weg um so eher, je mehr er betreten und besucht ist. — Darum haben wir auf Nichts so sehr zu achten, als daß wir nicht, nach der Thiere Art, der Schaar der Vorangehenden folgen, fortgehend, nicht wo man gehen sollte, sondern wo man zu gehen pflegt. Ja Nichts verwickelt

uns in größere Uebel, als daß wir uns nach dem Gerede der Leute richten, daß uns Dasjenige das Beste dünkt, was mit großem Beifalle auf- und angenommen ist, und wovon viele Vorgänge vorhanden sind, und daß wir nicht nach unserer Ueberzeugung leben, sondern nach Beispielen. Daher die gewaltige Zusammenhäufung von Leuten, die immer Einer über den Andern hinfallen. Wie es bei einem großen Menschengedränge geht, wo das Volk sich selbst drückt, und Einer immer im Fallen den Andern nachzieht, daß die Vordersten den Folgenden gefährlich sind; so, kannst du sehen, geht es im Leben überhaupt: Keiner irrt nur für sich, sondern er ist auch Grund und Urheber von dem Irren Anderer. Ja es ist verderblich, sich an die Vorangehenden anzuschließen; und während Jeder lieber glauben als denken will, so wird über das Leben nie gedacht; es traut immer Einer dem Andern, und es wendet und treibt uns raschen Sturzes ein sich fortpflanzender Irrthum, und die Beispiele Anderer sind's, die uns in's Verderben führen. Es wird besser mit uns werden, sondern wir uns nur von dem großen Haufen ab; nun aber bildet eine feindselige Partei gegen die Vernunft der Schutzherr seines eigenen Verderbens, der Volkshaufen. Und so geht es denn, wie bei den Comitien, wo sich die Nämlichen verwundern, daß Einer Prätor geworden sey, die ihn selbst dazu gemacht haben, wenn sich die wandelbare Volksgunst wie die Wetterfahne gedreht. Einem und demselben Gegenstande wird unsere Billigung und unser Tadel zu Theil. Das kommt bei jedem Gerichte heraus, wo sich die Entscheidung nach der Mehrzahl richtet.

2. Wenn es sich um das Glück des Lebens handelt, so

darfst du mir nicht, wie bei Abstimmungen im Senate, entgegenhalten: „auf dieser Seite scheint die Mehrzahl zu stehen.“ *) Denn eben dadurch ist sie die schlimmere. Es steht mit der Menschheit nicht so gut, daß das Bessere der Mehrzahl gefällt; ein großer Haufen ist ein Beweis vom Schlimmsten. Wir müssen fragen, Was am besten gethan sey, nicht Was am gewöhnlichsten geschehe, und Was uns in dem Besitze eines ewigen Glückes feststelle, nicht Was dem großen Haufen gutdünke, der gar schlecht entscheidet, wo es Wahrheit gilt. Zum großen Haufen aber gehören mir Leute mit Kronen so gut, wie Die mit der Chlamys. **) Denn ich sehe nicht auf die Farbe der Kleider, womit die Körper geziert sind; den Augen traue ich nicht, wo es den Menschen gilt. Ich habe ein besseres und zuverläßigeres Licht, worin ich das Wahre vom Falschen unterscheide. Des Geistes Werth finde der Geist auf. Dieser, wenn er je Zeit gewinnt, sich zu erholen und in sich selbst einzukehren, o wie wird er sich, von sich selbst gefoltert, selber die Wahrheit gestehen und sagen: „Was ich bisher gethan, — ich möchte es lieber ungeschehen

*) Dieß hat Bezug auf die im Römischen Senate üblich gewesene Abstimmungsweise. Wer einen Vorschlag machte, trat an einen abgesonderten Ort. Die es mit ihm hielten, traten zu ihm; die anderer Ansicht waren, gingen auf eine andere Seite. Der Consul sprach aus, auf welcher Seite die Mehrzahl war. So entstand ein Senatsbeschluß durch das Hinwegtreten auf die eine oder andere Seite, per discessionem. Vergl. Plin. Epp. II, 11. 12.

**) Die Chlamys, ein Griechisches Oberkleid, trugen theils Fremde, also Leute ohne Namen in Rom, theils gemeine Krieger, auch Schauspieler, Frauen und Kinder; Die mit der Krone sind Triumphatoren u. dgl.

wissen; wenn ich zurückdenke, was ich sprach, so beneide ich die sprachlosen Thiere; Was ich gewünscht habe, kommt mir wie ein Fluch von Feinden vor; Was ich fürchtete, — gute Götter, wie viel besser war Das, als Was ich wünschte. Gegen Manche habe ich Feindschaft gehegt, und aus dem Hasse heraus bin ich, wenn es je unter Verderbten Freundschaft gibt, wieder in Freundschaft mit ihnen getreten; mir selbst bin ich noch nicht gut. Alle Mühe habe ich mir gegeben, mich aus der Menge hervorzuziehen und durch irgend ein Talent mich bemerkbar zu machen: was ist es, als daß ich mich Geschoßen ausgesetzt und den Uebelwollenden gezeigt habe, wo sie mich beißen könnten."

Siehst du Die, welche deine Beredsamkeit preisen, welche deinen Reichthümern nachgehen, welche um deine Gunst buhlen, welche deine einflußreiche Stellung erheben? Sie Alle sind entweder in Fehde mit dir, oder, was gleich gilt, sie können es seyn. Wie groß die Schaar der Bewunderer, so groß ist die der Neider.

3. Ich will denn also auf Etwas ausgehen, was erprobt gut ist, wovon ich einen Genuß habe, nicht womit ich etwa prunken könnte. Das, was man sieht, worüber man die Köpfe zusammenstößt, was Einer dem Andern mit Erstaunen zeigt, das glänzt von außen, inwendig ist's elend. Sehen wir uns nach Etwas um, das nicht nur nach der Außenseite gut ist, sondern gehaltvoll und sich gleich bleibend, und auf der unbemerkten Seite wohl noch schöner. Dessen laß uns habhaft zu werden suchen; und es liegt nicht fern ab; es wird sich finden lassen; wissen muß man nur, wohin man die Hand ausstrecken soll. — Nun gehen wir, wie in Finsterniß, am

Nächstliegenden vorüber, während wir gerade auf Das hinauf laufen, was wir mit Sehnsucht verlangten.

Doch, daß ich dich nicht auf Umwegen umherschleppe, so will ich die Ansichten Anderer übergehen, — es wäre doch eben so langweilig, sie zu bekritteln, als sie herzuzählen; da hast du die unsrige. Doch, wenn ich schon sage: die unsrige, so binde ich mich nicht an Einen von den Meistern der Stoa; auch ich habe das Recht, meine eigene Ansicht zu haben. *) Daher mag es seyn, daß ich mich da an Einen anschließe, dort von Einem verlange, er soll mir seine Ansichten einzeln mittheilen; vielleicht werde ich auch, wenn ich erst zuletzt befragt werde, Nichts von Dem verwerfen, was meine Vorgänger entschieden haben, und mich nur dahin äußern: „Weiter ist Das meine Meinung." Indessen halte ich mich, worin die Stoiker Alle Eins sind, an die Natur. Von ihr nicht abirren und nach ihrem Gesetz und Beispiel sich bilden, Das ist Weisheit. Glücklich ist daher ein Leben, wenn es mit seiner Natur nicht im Widerspruche steht; dazu kann es auf keine andere Weise kommen, als wenn vorerst der Geist gesund ist und im beständigen Besitze seiner Gesundheit; sodann, wenn er kräftig ist und rüstig, zudem rein und gelassen, sich fügend in die Umstände, auf seinen Körper und dessen Bedürfnisse sehend, jedoch ohne ängstliche Sorge; die andern Dinge, die zum Leben gehören, nicht vernachläßigend, ohne auf irgend Eines großen Werth zu legen, hinnehmend die Gaben des Glückes, aber nicht darum fröhnend. Ohne daß ich's andeutete, wäre dir doch klar, damit müsse eine bestän-

*) Diese und die folgenden Ausdrücke sind von der Art und Weise der Abstimmung im Senate entlehnt.

dige Ruhe und Freiheit verbunden seyn, und Alles schwinden, was uns theils reizt, theils schreckt. Denn statt der Sinnengenüsse und Dessen, was kleinlich und hinfällig und gerade in seinen Schändlichkeiten verderblich ist, wird uns eine hohe, unangefochtene, sich gleich bleibende Freude zu Theil, sodann Friede und Harmonie im Herzen und Hoheit bei Sanftmuth; denn nur aus Schwäche stammt rohes Wesen.

4. Man kann auch eine andere Begriffsbestimmung von unserm [höchsten] Gute geben, wobei der Gedanke zwar derselbe bliebe, aber in andere Worte gefaßt. Gleichwie ein und dasselbe Heer bald weiter ausgebreitet, bald enger zusammengezogen, und bald, das Centrum eingebogen, in ein Halbrund formirt, bald in gerader Linie aufgestellt wird: seine Kraft, sey es geordnet, wie es will, ist dieselbe, und eben so die Bereitwilligkeit, für dieselbe Partei zu stehen: so kann die Begriffsbestimmung von dem höchsten Gute das eine Mal ausgedehnt und umfassender gestellt, das andere Mal zusammengefaßt und eingeschränkt werden. Es bleibt ganz Dasselbe, ob ich sage: das höchste Gut ist ein das Zufällige geringschätzendes, mit seiner Tugend sich begnügendes Herz, oder: eine unüberwindliche Stärke der Seele, voll Einsicht, ruhig im Handeln, dabei reich an Menschenliebe und voll Berücksichtigung Derer, mit denen man lebt. — Man mag den Begriff auch so bestimmen, daß man einen Glücklichen denjenigen Menschen nennt, dem Nichts ein Gut oder ein Uebel ist, als ein gutes oder schlechtes Inneres; der das Edle ehrt, dem die Tugend Alles ist, den Zufälliges weder erhebt, noch niederschlägt; der kein größeres Gut kennt, als das er sich selbst geben kann, dem die Wollust zu verachten wahre Wol-

lust ist. Will man sich noch weiter einlassen, so kann man eben Dasselbe noch in dieser oder jener Gestalt darstellen, ohne daß der Sinn verletzt und verändert würde. Denn Was hindert uns, zu sagen, ein glückliches Leben bestehe darin, daß der Geist frei und hochgesinnt sey, und unerschrocken und standhaft, von Furcht und von Begierden unangefochten, dem es nur ein Gut gibt, Sittlichkeit, und nur ein Uebel, Unsittlichkeit; dem alles Andere Tand ist, weder verringernd das Lebensglück, noch es fördernd, kommend und scheidend, ohne daß dabei das höchste Gut gewänne oder verlöre. Wer solchen Grund in sich hat, dem muß, sie mag wollen oder nicht, ununterbrochene Heiterkeit zur Seite gehen, und innige Freudigkeit, aus dem Innersten stammend, als die sich Dessen freut, was ihr Eigenthum ist, und nichts Größeres wünscht, denn was sie selbst hat. Wie sollten da nicht hoch aufgewogen werden die kleinlichen und nichtswürdigen und unhaltbaren Triebe des elenden Körpers? — Wenn Einer einmal dem Sinnengenuß unterworfen ist, dann ist er auch dem Schmerze unterworfen.

5. Du siehst wohl ein, in was für eine schlimme und unheilvolle Knechtschaft ein Mensch eintreten würde, den Lust und Schmerz, beides schwankende und kraftlose Gebieter, abwechselnd in Beschlag nehmen wollten. Darum muß man sich losringen zur Freiheit; — die erlangt man durch nichts Anderes, als durch Gleichgültigkeit gegen das Schicksal. Daraus wird jenes unschätzbare Gut erwachsen, Ruhe und Unantastbarkeit einer Seele, die einen sichern Standpunkt gefunden, die zu fürchten verlernt hat, und aus der Erkenntniß des Wahren eine hohe, ungestörte Freude gewinnt, eine Freund-

lichkeit und Aufheiterung des Gemüthes, daß sie sich dann daran ergötzen kann, nicht als an unmittelbaren Gütern, sondern als an Früchten ihres eigenthümlichen Gutes. Weil ich denn doch schon angefangen habe, mit Begriffsbestimmungen nicht karg zu seyn [so definire ich weiter]: glücklich kann Derjenige genannt werden, der durch Vernunft es dahin bringt, daß er weder wünscht, noch fürchtet. Doch auch die Steine sind ohne Furcht und Traurigkeit, und eben so die Thiere; deßhalb wird sie aber wohl Niemand glücklich nennen wollen, da sie kein Bewußtseyn eines glücklichen Zustandes haben. Das Nämliche gilt denn auch von Menschen, die ihr Stumpfsinn und ihr Mangel an Selbstbewußtseyn in die Klasse des Viehes und der Thiere setzt. Es ist kein Unterschied zwischen Jenen und Diesen, weil Diese keine Vernunft haben, Jene eine verkehrte, die zu ihrem eigenen Schaden und widersinnig wirkt. Glücklich kann Keiner genannt werden, der keinen Sinn für Wahrheit hat; ein glückliches Leben ist also Dasjenige, welches auf einer richtigen und zuverläßigen Lebensansicht ruht und sich darin nicht wankend machen läßt. Alsdann nämlich ist die Seele rein und frei von allen Uebeln, wenn sie sich nicht nur über Beschädigungen, sondern auch über Plackereien hinweggesetzt hat, entschlossen, stehen zu bleiben, wo sie einmal ihren Standpunkt genommen, und ihren Platz zu behaupten, trotz allem Zürnen und Stürmen des Geschickes. — Denn was den Sinnengenuß betrifft, mag er sich von allen Seiten herdrängen, auf allen Wegen herbeiströmen und der Seele mit seinen Reizungen liebkosen wollen, mag er von da oder dort Dieß oder Jenes herbeiführen, um unser ganzes Wesen und die verschiedenen

Seiten desselben in Unruhe zu bringen: welcher Sterbliche, wenn er nur noch eine Spur von Menschenwesen in sich trägt, sollte wohl Tag und Nacht gekitzelt seyn mögen, um, ein Verräther an seinem Geiste, dem Körper aufzuwarten?

6. „Aber auch die Seele," wendet man ein, „wird doch ihre Freudengenüsse haben." — Wohlan, mag sie selbige haben, und über Wohlleben und Freudengenuß entscheiden, mag sie sich anfüllen mit allem Dem, was die Sinne zu ergötzen pflegt; darauf mag sie zurückschauen auf Das, was vorüber ist, und, der schändlichen Lüste eingedenk, über die früheren frohlocken und auf die kommenden schon hineingeizen und ihre Hoffnungen ordnen, und während der Körper schon jetzt in der Mast liegt, ihre Gedanken auf Das, was folgen wird, voranschicken; sie scheint mir gerade deßhalb um so beklagenswerther, weil Schlechtes statt Gutes zu wählen, Unsinn ist. Man kann weder ohne gesunden Verstand glücklich seyn, noch gesunden Verstandes, wenn man nach Schädlichem, statt nach dem Besten trachtet. — Glücklich ist daher Der, welcher ein richtiges Urtheil hat; glücklich ist, Wer mit dem Bestehenden, sey es, wie es wolle, zufrieden und mit seinem Zustande befreundet ist; glücklich ist Der, dessen Lage und Verhältniß durchaus von seiner Vernunft gutgeheißen wird. — Sehen denn auch Jene, die da behaupten, Vergnügen sey das höchste Gut, wie niedrig sie Dieses gestellt haben? Sie sagen daher, das Vergnügen könne von der Tugend nicht getrennt werden, und stellen den Satz auf, man könne nicht tugendhaft leben, ohne angenehm, und nicht angenehm, ohne zugleich tugendhaft zu leben. Ich sehe nicht ein, wie man Das, was ganz verschieden ist, in Eins zusammenwerfen

mag. Warum soll denn, ich bitte euch, Vergnügen von Tugend nicht getrennt seyn können? Ihr saget, weil die Tugend durchaus die Quelle jedes Gutes ist; allerdings, aus ihrer Wurzel stammt auch Das, was ihr liebet und verlanget. Allein, wenn Jenes unzertrennlich wäre, so würden wir nicht die Erfahrung machen, daß Manches angenehm ist, aber nicht edel; dagegen Manches sehr edel, aber ohne Annehmlichkeiten, und mit Schmerzen zu erringen.

7. Nimm nun noch dazu, daß das Vergnügen auch dem schändlichsten Leben zukommt: die Tugend aber läßt ein schlechtes Leben gar nicht zu, und Manche sind unglücklich nicht ohne Vergnügen, ja gerade um des Vergnügens willen; Das könnte nicht der Fall seyn, wenn sich mit der Tugend das Vergnügen ganz verschmolzen hätte, das der Tugend zwar oft fehlt, ihr aber nie Bedürfniß ist. Warum stellet ihr Unähnliches, ja Entgegengesetztes zusammen? Die Tugend ist etwas Hohes, Erhabenes, Königliches, Unüberwindliches, Unermüdliches; das Vergnügen etwas Niedriges, Sklavisches, Kraftloses, Hinfälliges, dessen Niederlage und Heimath Hurenhäuser sind und Garküchen. Die Tugend wirst du finden im Tempel, auf dem Forum, auf der Curie, vor Mauern stehend, in Staub gehüllt, frischen Blutes, die Hände voll Schwielen; das Vergnügen oft in Winkeln steckend und die Finsterniß suchend, um Badehäuser und Schwitzstuben umherstreichend, und um die Oerter, wo man den Aedil *) nicht gern hat; weichlich, nervenschlaff, von Wein und Salben

*) Die Aedilen, als Sittenpolizei, hatten die Aufsicht über dergleichen Orte.

triefend, bleich oder geschminkt, und von Arzneien verdorben. Das höchste Gut ist etwas Unsterbliches, es kann nicht aufhören; es ist dabei weder Ueberdruß noch Reue möglich, denn eine Seele, die die rechte Richtung gewonnen, schlägt nicht um; sie ist nie sich selbst zuwider und macht nie Etwas anders, weil sie stets dem Besten nachgeht. Aber das Vergnügen findet gerade dann seinen Tod, wenn es den höchsten Genuß gewährt. — Sein Spielraum ist nicht weit, darum füllt es ihn bald aus, und man hat bald satt daran, und ist das erste Feuer vorüber, so ist kein Leben mehr darin. — Auch kann man sich nie auf eine Sache verlassen, deren Natur Unbeständigkeit ist, und so kann auch Dasjenige nichts Wesentliches seyn, was nur im flüchtigsten Uebergange sich darbietet und uns unter den Händen zerrinnt. Denn es kommt an den Punkt, wo es aufhören muß, und in dem Augenblicke, da es beginnt, deutet es auf sein Ende!

8. Und sehet, das Vergnügen kommt eben so wohl den Schlechten als den Guten zu; und schändliche Menschen haben an ihren Schändlichkeiten eben so ihre Freude, als Tugendhafte an dem Edeln. Darum ist die Regel der Alten, man soll dem besten Leben, nicht, man soll dem angenehmsten nachgehen, also daß das Vergnügen nicht einer rechtschaffenen und edlen Gesinnung vorangeht, sondern im Gefolge derselben ist. Denn die Natur muß man zur Führerin haben, auf sie richtet die Vernunft ihr Augenmerk und nimmt sie zur Rathgeberin. Darum glücklich leben und naturgemäß leben ist Eins. — Was das Letztere sagen wolle, darüber will ich mich jetzt erklären; [wir leben naturgemäß,] wenn wir die körperlichen Anlagen und Was unsere natürlichen Bedürfnisse befriedigt,

mit Sorgfalt und doch ohne Aengstlichkeit beachten, als Etwas, das uns für die Zeit gegeben und vorübergehend ist; wenn wir nicht Sklaven derselben werden und uns nicht durch Das, was nicht unser ist, in Besitz nehmen lassen; wenn wir Das, was dem Körper angenehm ist und uns von außen zukommt, so betrachten, wie Hülfsvölker im Felde und leichte Truppen. Uns zu Gebote stehen mag Solches, nicht wir ihm: so nur ist es zu unsers geistigen Wesens Nutz und Frommen. — Uneingenommen sey der Mann von Aeußerlichkeiten und nie davon überwältigt, und Nichts dünke ihm groß, als er selbst, voll Zutrauen sey er zu sich selbst und zu Glück und Unglück gerüstet, sein Leben selbst gestaltend. Sein Selbstvertrauen sey nicht ohne Einsicht, seine Einsicht nicht ohne Festigkeit; bei Dem, was er einmal für recht angesehen, bleibe er, und von seinen Grundsätzen thue er Nichts ab. — Es versteht sich, ohne daß ich's hinzusetzte, daß ein solcher Mann geregelt und geordnet seyn werde und hochherzig in menschenfreundlichen Thaten. Gesunde Vernunft wird mit seinem Wesen verwebt seyn und Alles wird davon ausgehen, denn er hat keinen andern Bestimmungsgrund, keinen andern Antrieb zur Wahrheit und zur Einkehr in sich selbst. — So richtet auch die allumfassende Natur und die Alles lenkende Gottheit zwar nach außen ihre Thätigkeit, aber dennoch kehrt sie durchaus überall in sich selbst zurück. Dasselbe soll denn auch unser Geist thun; wenn er, seinen Sinneneindrücken folgend, durch dieselben sich auf die Außenwelt gerichtet hat, so sey er sowohl ihrer als seiner selbst mächtig und mache sich, wenn ich so sagen soll, das höchste Gut unterwürfig. Auf solche Weise wird er sich zugleich eine

Macht und Gewalt eigen machen, die mit sich selbst harmonisch ist, und es wird daraus jene irrthumsfreie Vernunftansicht hervorgehen, die keine Widersprüche zuläßt, und die durch keine Meinungen und Begriffe und eigenliebige Ansichten aus dem Gleise gebracht wird. — Und wenn diese sich geordnet und sich von allen Seiten in's Reine gebracht, und — wenn ich so sagen soll — eine Harmonie gebildet hat, dann reicht sie an das höchste Gut hin. Da ist ja nichts Verkehrtes mehr, nichts Unhaltbares, Nichts, woran man strauchle oder wanke. Da thut denn ein Mensch nur, Was er sich selbst aufgibt; da begegnet ihm Nichts wider sein Vermuthen, sondern Alles, was er thut, wird gut ausgehen, leicht und rasch und ohne Zögern bei der Ausführung. Denn Langsamkeit und Unentschlossenheit ist ein Beweis, daß man noch mit sich selbst kämpft und uneins ist. Darum darf man kühn hinsagen, das höchste Gut sey ein mit sich selbst einiges Gemüth. Da müssen wohl Tugenden walten, wo Uebereinstimmung und Einigkeit ist; Zwietracht ist bei den Lastern.

9. „Aber auch da," wendet man ein, „fleißigest dich der Tugend nur darum, weil du von ihr irgend ein Vergnügen hoffest." — Für's erste, wenn die Tugend je ein Vergnügen gewähren wird, so folgt daraus nicht, daß man ihr um deßwillen nachstrebt. Man muß nicht sagen, sie gewährt Vergnügen, sondern sie gewährt es mit, denn es ist ihr bei ihrem Bestreben nicht darum zu thun, sondern das Bemühen um sie, wenn es gleich dabei auf etwas Anderes abgesehen ist, wird Jenes zugleich mit erreichen. So wie auf einem Gefilde, das man für die Saat aufgepflügt hat, diese oder jene Blumen mit aufwachsen, ohne daß man diesen Pflänzlein

zu Liebe, obwohl sie das Auge ergötzen, so viel Arbeit aufgewendet hat; die Absicht des Säemannes war eine andere, Das ist nur dazugekommen: also ist auch das Vergnügen nicht der Lohn, noch der Beweggrund zur Tugend, sondern eine Zugabe; und man hat nicht Wohlgefallen an ihr, weil sie ergötzt, sondern, weil man Wohlgefallen an ihr hat, so ergötzt sie. Das höchste Gut liegt im Innersten des Bewußtseyns und in dem Wesen einer edlen Seele, und wenn diese seine Bahn vollendet und sich in ihre Sphäre eingeschlossen hat, so ist das höchste Gut errungen, und sie will weiter Nichts mehr. — Ueber Das hinaus, was das Ganze ist, gibt es Nichts, so wenig, als Etwas, das über das Ende hinausgeht. Darum bist du schon irre, wenn du fragst, Was es sey, weßhalb ich mir die Tugend zum Ziele setze. Da fragst du ja nach Etwas, das über dem Höchsten stände. — Was ich Gewinn wolle von der Tugend, fragst du? Sie selbst. Hat sie doch nichts Besseres, denn sie ist sich selbst ihr Preis. — Oder ist Das etwa nicht herrlich genug? Wenn ich dir sage, das höchste Gut ist eine unverwüstliche Beharrlichkeit und Umsicht und Tiefblick und Gesundheit und Freiheit und Harmonie und Schönheit der Seele: willst du dann noch etwas Herrlicheres, worauf es bei all Diesem abgesehen wäre? Was redest du mir von Vergnügen? Des Menschen Glück will ich, nicht des Magens; den hat Vieh und Bestie von weiterem Umfange.

10. „Du thust, als verständest du nicht,“ entgegnet man, „was ich behaupte. Ich sage ja, es könne Niemand angenehm leben, ohne zugleich auch tugendhaft zu leben; Das aber kann ja nicht der Fall seyn bei den sprachlosen Thieren,

und eben so bei Denen, denen das Essen den Maßstab für ihr Wohlseyn abgibt. Klar und offen, verstehe mich, stelle ich den Satz auf: dieß Leben, das ich ein angenehmes nenne, könne man nicht erreichen, ohne daß Tugend dabei ist."

Allein Wer weiß nicht, daß auch die größten Thoren im vollen Genusse Dessen seyen, was euch Vergnügen ist? und daß Niederträchtige mehr als viel Angenehmes haben, und daß die Seele selbst schlechte und zwar viele schlechte Arten des Vergnügens veranlasse? vor Allem Stolz und Selbstüberschätzung und Aufgeblasenheit, die sich über Andere erhebt, und blinde, umsichtslose Vorliebe für das Eigene, schlaffe Weichlichkeit, unmäßige Freude über Kleinigkeiten und Kindereien, dann Geschwätzigkeit und unverschämte Schmähsucht, Faulheit und Abspannung eines trägen, schläfrigen Sinnes: das Alles läßt die Tugend nicht gelten und zupft dich bei'm Ohre, und sieht erst, Was an dem Vergnügen sey, ehe sie es zuläßt; und wenn sie auch zu Diesem oder Jenem ihr Ja gegeben, so legt sie keinen Werth darauf; — daß sie es zuläßt, ist Alles, und nicht der Genuß, sondern die Mäßigung darin ist ihre Freude. Wenn aber Mäßigung dem Vergnügen Abbruch thut, ist sie ja ein Frevel an dem höchsten Gute. — Du umfassest das Vergnügen, ich dämpfe es; du genießest das Vergnügen, ich mache Gebrauch davon; du hältst es für das höchste Gut, ich nicht einmal für ein Gut; du thust Alles des Vergnügens wegen, ich Nichts. Wenn ich sage, ich thue Nichts des Vergnügens wegen, so rede ich im Namen des Weisen, dem du doch allein Vergnügen zuerkennst.

11. Das ist mir aber kein Weiser, über dem irgend Etwas steht, vollends gar das Vergnügen. — Und siehe, wenn

er davon eingenommen ist, wie wird er der Anstrengung widerstehen und der Gefahr und der Armuth und so vielen Schrecknissen, die das Menschenleben umschwirren? Wie wird er den Anblick des Todes, wie den des Schmerzens aushalten? wie das Krachen der Welt *) und die Schaaren so heftiger Feinde, wenn er sich von einem so weichlichen Gegner übermannen läßt? Was das Vergnügen ihm anräth, das wird er thun. Und ei, siehst du nicht, wie viel es ihm anrathen wird? — „Es wird," sagst du, „keine unehrbaren Zumuthungen machen, weil es mit der Tugend gesellet ist." Nun, da haben wir's wieder, was Das für ein höchstes Gut ist, das eine Wache bedarf, damit es ein Gut sey. Wie wird aber die Tugend eine Herrschaft über das Vergnügen ausüben, wenn sie demselben nachgeht, da ja das Nachgehen Sache des Gehorchenden ist, das Lenken Sache des Gebieters? Ihr stellet Das hinten an, was die Herrschaft führt. Ein treffliches Amt hat aber bei euch die Tugend, daß sie das Vergnügen erst kosten muß! Nun es wird sich zeigen, ob bei Denen, die sie so schmählich behandeln, noch Tugend ist, die ja ihren Namen nicht mehr führen kann, wenn sie ihre Stelle verloren gegeben hat. — Indessen will ich dir, worauf es ja eigentlich ankommt, Viele zeigen, die dem Vergnügen im Schooße sitzen, an die das Glück alle seine Gaben verschwendet hat, und von denen du eingestehen mußt, daß sie schlechte Menschen seyen. Siehe einen Nomentanus und Apicius **), die der Länder und Meere Güter, wie sie es nennen, zusammenjagen und über ihrer Tafel die Thiere aller

*) Donner, Erdbeben u. s. w.

**) Vergl. die Trostschrift an Helvia 10 u. 9. Horaz Satir. I, 8. 11.

Zonen mustern. Siehe diese Nämlichen, wie sie auf ihrem Rosenlager abwarten, bis es Zeit ist in die Garküche; ihr Ohr weiden sie an den Tönen der Gesänge, ihr Auge an Schauspielen, ihren Gaumen an wohlschmeckenden Dingen. Mit sanften, linden Wärmemitteln wird über den ganzen Körper ein Reiz verbreitet, und damit zugleich die Nase Etwas zu thun habe, so wird der Ort selbst, wo man der Ueppigkeit opfert, mit mancherlei Wohlgerüchen angefüllt. Von Diesen mußt du doch sagen, sie leben im Vergnügen; und doch kann ihnen nicht wohl seyn, weil es kein Gut ist, dessen sie sich freuen.

12. „Es wird ihnen," erwiedert man, „freilich nicht wohl seyn, weil Manches dazwischen kommt, das ihr Gemüth verwirrt, und weil Gedanken, die sich unter einander widersprechen, ihr Inneres beunruhigen mögen." — Ja, Das gebe ich zu; aber Nichts desto weniger genießen sie Vergnügen, jene Thoren, wenn sie schon oft anders gestimmt und den Bissen der Reue ausgesetzt sind, so daß man gestehen muß, sie seyen in ersterem Falle von allem Drückenden eben so weit entfernt, als von dem wahrhaft guten Gemüthszustande; und, was bei Solchen gewöhnlich der Fall ist, sie seyen in einem lustigen Wahnsinne und lachender Tollheit. Dagegen das Vergnügen der Weisen ist in Schranken und bescheiden und fest, ohne Reiz, gedämpft und kaum äußerlich wahrzunehmen; denn es kommt, ohne daß man es bestellt hat; und, ob es wohl von selbst gekommen ist, die Genießenden empfangen es ohne besondere Freude, man läßt es in's Leben zwischenein kommen, wie Spiel und Scherz unter den Ernst. — Höre man also doch auf, Was nicht zusammenpaßt, zu verbinden und

in die Tugend Vergnügen hineinzuwirren, durch welche Verkehrtheit man nur den heillosesten Gesellen schmeichelt. Da ist Einer, der nur für das Vergnügen lebt, wankend immer und taumelnd, der meint, weil er lustig zu leben wisse, so wisse er auch tugendhaft zu leben; — sagt man ihm ja doch, Vergnügen und Tugend könne gar nicht getrennt seyn; dann gibt er seinen Lastern den Titel der Weisheit und thut sich mit Dingen hervor, die man nur verdecken sollte. So ist es nicht Epicur, der sie zum üppigen Leben antreibt; sondern, den Lastern ergeben, verstecken sie ihre Schwelgerei hinter den Schooß seiner Philosophie und laufen dahin, wo sie hören, daß man dem Vergnügen Lobreden hält. — Und jenes Vergnügen des Epicur — Das ist wahrhaftig meine Ueberzeugung — schlagen sie erst nicht nach seiner Nüchternheit und Trockenheit an, sondern es ist ihnen nur um seinen Namen zu thun, wenn sie herbeieilen, und für ihre Lüste wollen sie eine Schutzherrschaft und einen Schleier. So geht auch noch das einzige Gute, was sie bei ihrer Schlechtigkeit hatten, verloren, die Scheu im Sündigen. Denn nun preisen sie, worüber sie [sonst] errötheten, und rühmen sich des Lasters, darum kann sich auch die Jugend nicht zusammennehmen, weil die ehrlose Kampfschen einen ehrbaren Titel bekommen hat.

13. Das ist der Grund, warum jenes Anpreisen des Vergnügens verderblich ist, weil nämlich die Vorschriften der Tugend [die damit verbunden sind] sich im Innern [der Lehre] verbergen, das Verführerische aber sich auf der Oberfläche zeigt. Ich bin der Meinung — es wird meinen Zunftgenos-

sen *) wohl nicht recht seyn, daß ich Das sage — Epicur's Vorschriften lehren das Reine und Rechte; sie sind, wenn man sie näher betrachtet, sogar streng: denn jenes Vergnügen kommt am Ende auf eine Kleinigkeit hinaus; und die Regel, die wir für die Tugend aufstellen, stellt er für das Vergnügen auf. — Er will haben, es soll der Natur unterworfen seyn; Das ist aber nicht viel üppiges Leben, was der Natur genug ist. — Was ist's also? Ein Jeglicher, der träge Ruhe und abwechselnde Genüsse der Kehle und der Wollust Glück nennt, der sucht dann für die schlechte Sache einen guten Gewährsmann; und ist er dahin gekommen, so geht er, von dem einschmeichelnden Namen angezogen, dem Vergnügen nach, nicht Dem, von welchem man ihm sagt, sondern Dem, das er schon mitbrachte; und wenn er einmal die Meinung gefaßt hat, seine Laster stimmen zu der Lehre, so fröhnt er ihnen, nicht schüchtern und verdeckt; nein, er trägt den Kopf hoch bei seinen Schwelgereien. Darum sage ich nicht, wie die Meisten von den Unsrigen, Epicur's Schule sey eine Lehrerin schändlicher Thaten, sondern Das sage ich: sie steht in einem übeln Rufe, sie ist verschrieen und mit Unrecht. Wer kann Das wissen, wenn er nicht eingeweiht ist? Der Anschein ist's, der das Gerede veranlaßt und zu schlimmen Erwartungen geneigt macht. Es ist, wie wenn sich ein tapferer Mann in Weiberkleider steckt. — Wenn du an Züchtigkeit festhältst, so darfst du dich auch zeigen, wie du bist. Du gibst deinen Körper niemals Preis; — Was thust du dann mit der Pauke

*) Popularibus, eigentlich Landsleuten. In jedem Falle ist es ein bildlicher Ausdruck, der die Stoiker bezeichnet, zu deren Landsmannschaft sich Seneca rechnet.

in der Hand? *) Wähle man also einen ehrbaren Namen und eine Aufschrift, die das Gemüth entflammt, die Laster abzutreiben, die sogleich entnerven, wenn sie heranrücken. Wer der Tugend beigetreten ist, der läßt eine edle Natur erwarten; Wer dem Vergnügen nachgeht, der zeigt sich als entnervt, kraftlos, unmännlich, der Schande nahe; es wäre denn, daß ihm Einer den Unterschied klar machte, der bei dem Vergnügen Statt findet, daß er wüßte, welches in den Schranken des natürlichen Verlangens bleibe, und welches in Abgründe stürze und kein Ziel finde, um so unersättlicher, je mehr ihm gewährt wird. — Wohlan denn, die Tugend stehe oben an, dann ist die ganze Bahn sicher. — Zu viel Vergnügen ist schädlich; bei der Tugend ist nicht zu besorgen, daß sie zu weit gehe, weil das Maß in ihr selbst liegt. Das ist kein Gut, was seine eigene Größe nicht ertragen kann.

14. Du hast ferner eine auf Vernunft begründete Natur: was kann dir Besseres dargeboten werden, als Vernunft? Und wenn dir diese Gesellschaft lieb ist, wenn du in diesem Geleite gern einem glücklichen Leben zuwandelst, so gehe die Tugend voran, das Vergnügen sey Begleiter und schwebe wie ein Schatten um den Körper. Die Tugend, das Herrlichste, was es geben kann, dem Vergnügen zur Magd beigesellen kann nur Der, dessen Seele keines hohen Gedankens

*) Die Pauke gebrauchte man besonders bei dem Phrygischen Gottesdienste der Cybele, deren entmannte Priester — Gallen genannt — bei Festaufzügen auch wohl in Frauenkleidern die Pauke schlugen. Es wird also durch die Pauke Unmännlichkeit und Weichlichkeit bezeichnet. Vergl. Virgils Aeneis IX, 619. Fr. Creuzer's Symbolik und Mythologie im Auszuge von Dr. Moser S. 271. ff.

fähig ist. Ueberall voran sey die Tugend, sie trage die Fahne; wir werden Nichts desto weniger Vergnügen haben, aber wir werden seine Beherrscher und Regierer seyn; erbitten werden wir uns hier und da lassen, zwingen nimmermehr. — Die aber dem Vergnügen die erste Stelle geben, haben weder das Eine noch das Andere: die Tugend lassen sie ja fahren; übrigens haben nicht sie das Vergnügen, sondern das Vergnügen hat sie, und es ist entweder Mangel daran, Was sie quält, oder Reichthum, Was sie erstickt; elend, wenn sie davon verlassen werden; elender, wenn sie damit überhäuft sind; gleichwie, Wer sich in einem Meere voll Sandbänke befindet, bald auf's Trockene auffährt, bald in reißenden Wogen fluthet. — Dahin kommt es aber bei gänzlichem Mangel an Mäßigung und blinder Vorliebe; denn Wer Schlechtes statt Gutes will, für Den ist's gefährlich, seine Wünsche zu erreichen. So wie wir auf wilde Thiere mit Anstrengung und Gefahr Jagd machen, und auch, wenn sie gefangen sind, ihr Besitz eine bedenkliche Sache ist; denn oft zerfleischen sie ihren Herrn: so sind wohl Manche, die großes Vergnügen hatten, in große Uebel gerathen, und Was sie erjagt haben, hat sie gefangen genommen. Denn je zahlreicher und größer es ist, desto mehr ist Der, den der Pöbel glücklich nennt, unterwürfig und desto mehrerer Genüsse Sklave. Ich will dieses Bild noch weiter festhalten: gleichwie der Jäger, der des Wildes Lager aufspürt und hohen Werth darauf legt, „mit Schlingen zu fangen das Wild" und „zu umstellen mit Hunden den mächtigen Bergwald," um ihrer Spur nachzukommen, das Wichtigste hintansetzt und manchen Geschäften sich entzieht: so läßt Der, welcher dem Vergnügen nachjagt, Alles fahren und

gibt vor Allem seine Freiheit verloren und opfert sie seinem Bauche auf: nicht erkauft er sich Vergnügen, sondern er verkauft sich an das Vergnügen.

15. „Aber warum soll denn," fragt man wieder, „Tugend und Vergnügen nicht Eins seyn und gerade auf diese Weise das höchste Gut hervorgebracht werden, daß Eins und Dasselbe zugleich tugendsam und angenehm sey?" — Darum, weil Das, was einen Theil von Dem, was Tugend ist, ausmachen soll, selbst nicht anders, als der Tugend gemäß seyn kann und weil das höchste Gut die Reinheit, die zu seinem Wesen gehört, nicht haben könnte, wenn es Etwas an sich vermerkte, das anderer Art wäre, als das Edlere. Auch die Freude, die aus der Tugend stammt, obwohl sie etwas Gutes ist, macht doch nicht einen Bestandtheil Dessen aus, was an und für sich gut ist, eben so wenig, als Fröhlichkeit und Ruhe, mögen sie auch aus den schönsten Ursachen stammen. Nämlich es sind Dieß wohl Güter, aber solche, die aus dem höchsten Gute hervorgehen, nicht aber Dasselbe ausmachen. Wer aber Vergnügen und Tugend zusammenwirft und nicht einmal zu gleichen Theilen, der stumpft mit der Zerbrechlichkeit des einen Gutes alle Lebenskraft des andern ab und bringt die Freiheit, die nur in dem Falle unüberwindlich ist, wenn sie Nichts kennt, was mehr Werth hat, als sie, in Sklaverei. — Denn es fängt nun — Das ist eben die tiefste Knechtschaft — das Glück an, ihr zum Bedürfnisse zu werden; die Folge davon ist ein ängstliches, verdachtvolles, vor Zufällen schauderndes Leben und bange erwartungsvolle Momente. Da weisest du der Tugend keinen tüchtigen, unerschütterlichen Grund und Boden an, sondern lässest

sie auf einem wandelbaren Punkte ruhen. Was aber ist so wandelbar, als die Erwartung des Zufälligen und die Veränderlichkeit des körperlichen Zustandes und der auf ihn einwirkenden Dinge? Wie kann man da der Gottheit huldigen und, Was auch kommen mag, mit Seelenruhe aufnehmen, ohne Klagen über das Geschick, und seine Schicksale sich zum Besten auslegen, wenn man sich jede Einwirkung von Freuden oder Leiden zu Herzen nimmt? Es kann Einer aber auch kein guter Beschützer und Verfechter seines Vaterlandes seyn, noch seinen Freunden ein Schild und Schirm, wenn er sich von Dem, was ihm angenehm ist, bestimmen läßt. — Darum muß das höchste Gut sich auf einen Punkt erheben, von dem es durch keinen Einfluß abgebracht werden kann, wo weder Schmerz, noch Hoffnung, noch Furcht beikommen kann, noch irgend Etwas, wodurch das Recht des höchsten Gutes angefochten würde. Dahin kann sich aber einzig die Tugend erheben; mit ihr muß man schreiten, um jener Höhe Meister zu werden: sie wird mannhaft stehen und, Was auch kommen mag, ertragen, nicht nur duldend, sondern sogar willig, und jede schwierige Lage wird sie als etwas in der Natur Liegendes betrachten. Und wie ein alter Soldat Wunden auf sich nimmt, seine Narben zählt und, von Pfeilen durchbohrt, sterbend noch den Feldherrn liebt, für den er fällt; so wird er jenes uralte Gebot im Herzen tragen: folge der Gottheit. Wer aber klagt und weint und seufzt, der leidet freilich Gewalt, wenn er thun soll, Was ihm auferlegt ist, und er wird trotz allem Widerstreben doch hingenöthigt zu Dem, was er soll. Ist's aber nicht ein Unsinn, sich lieber hinschleppen lassen, als nachgeben? Wahrlich eben so, wie es Thorheit

und Verkennung deiner eigenen Lage ist, wenn du dich abhärmest, so dir etwas Hartes zustößt, und wenn es dir auffallend und unwillkommen ist, so du tragen sollst, Was Guten wie Schlechten begegnet: Krankheiten nämlich und Todesfälle und Gebrechen und was sonst Widerwärtiges im Menschenleben vorkommt. Was nach der bestehenden Welteinrichtung zu erdulden ist, darüber setze sich der Geist hohen Schwunges hinweg. Darauf haben wir schwören müssen, uns gefallen zu lassen, Was in der Sterblichkeit vorkommt, und uns nicht irre machen zu lassen durch Das, was zu vermeiden nicht in unserer Macht steht. Wir sind in einem Königsstaate geboren: der Gottheit zu gehorchen, ist Freiheit.

16. Darum in der Tugend liegt das wahre Glück. — Was wird dir diese für einen Rath geben? Du sollest Nichts für ein Gut oder für ein Uebel halten, was du nicht durch Tugend oder durch Lasterhaftigkeit herbeirufst; sodann, daß du unerschütterlich seyest, selbst wenn Böses aus dem Guten hervorgeht, auf daß du dich, so fern es möglich ist, der Gottheit nachbildest. Was soll dir für diesen Kampf werden? Etwas Großes und Göttergleiches. Du wirst zu Nichts gezwungen seyn; du wirst keines Menschen bedürfen; frei wirst du seyn, sicher, schadlos; Nichts wirst du umsonst versuchen, in Nichts wirst du gehindert seyn. Alles wird dir nach Wunsch gehen; es wird dir nichts Widerwärtiges begegnen, Nichts gegen dein Erwarten und Verlangen. — Also die Tugend ist hinreichend, um glücklich zu leben? — Sie, die vollendete und göttliche, warum sollte sie nicht genug seyn? Ja sie ist mehr als genug. Denn Was könnte Dem fehlen, der über jeden Wunsch hinaus ist? Was braucht Der von außen, der

all sein Eigenthum in sich selbst gesammelt hat? Dennoch ist Dem, der zur Tugend strebt, mag er auch schon weit vorgerückt seyn, diese oder jene Gunst des Geschickes Noth, weil er noch im Kampfe des Menschenlebens befangen ist, bis er einmal diesen Knoten löset und jede Fessel der Sterblichkeit. Doch ist's ein Unterschied: die Einen sind angebunden, Andere gefesselt, Andere mit vielen Banden gehalten; Der, welcher zum Höheren schreitet und sich nach oben erhebt, hat eine weite Kette, frei noch nicht, aber bereits wie ein Freier wirkend.

17. Es möchte aber Einer von Denen, die die Philosophie anbellen, wie sie zu thun pflegen, mir entgegenhalten: „Warum klingen denn deine Worte kräftiger, als dein Leben ist? warum richtest du dich in deinen Worten nach einem Vornehmeren und achtest doch das Geld als ein dir nothwendiges Mittel und bist bei Verlust nicht gleichgültig und vergießest Thränen, wenn du den Tod deines Weibes oder Freundes vernimmst, und kümmerst dich um den Ruf und lässest dich durch boshafte Reden anfechten? warum ist denn dein Feld besser angebaut, als es das Bedürfniß der Natur verlangt? warum speisest du nicht nach deiner eigenen Vorschrift? warum hast du so niedliches Hausgeräthe? warum trinkt man bei dir Wein, der älter ist, als du selbst? warum ist doch dein Haus so hübsch eingerichtet? warum pflanzt man doch Bäume, die Nichts geben, als Schatten? warum trägt deine Frau das Vermögen eines wohlhabenden Hauses an ihren Ohren? warum sind deine Sklaven so kostbar gekleidet? warum gilt es doch bei dir für eine Kunst, aufzuwarten (und dein Silber ist doch nicht nach Laune aufgestellt, sondern es

wird mit Sachkenntniß in Verwahrung gehalten), und warum hast du Einen, der im Vorlegen des Fleisches *) Meister ist?" — Frage noch weiter, wenn du willst: „Warum hast du Besitzungen jenseits des Meeres? warum mehr, als du kennst? Zu deiner Schande bist du entweder so nachläßig, daß du deiner Sklaven so geringe Anzahl nicht weißt, oder so unhaushälterisch, daß du deren mehr hältst, als daß dein Gedächtniß groß genug wäre, sie zu kennen!" — Ich will dir später noch helfen; ich will mir selbst Vorwürfe machen und mehr, als du meinst. Für jetzt aber will ich dir nur Das erwiedern: Ich bin nicht ein Weiser und — daß ich deiner schlimmen Meinung noch mehr Nahrung gebe — ich werde es auch nicht werden. Darum ist Das meine Forderung an mich selbst, nicht daß ich den Trefflichsten gleich sey, sondern besser, als die Schlechten. Das ist mir genug, wenn ich täglich von meinen Fehlern Etwas abthue und mir meine Verirrungen vorwerfe. — Ich habe es nicht zur Gesundheit gebracht, ich werde es auch nicht dazu bringen; ich bereite mir nicht sowohl Abhülfe, als Linderungsmittel für mein Podagra, zufrieden, wenn es sich nur seltener meldet und weniger sticht. Jedoch mit eurem Fußwerke verglichen, ihr Gebrechlichen, bin ich ein Läufer.

18. Das rede ich nicht in meinem Namen, denn ich woge auf einem Meere von lauter Gebrechen; sondern im Namen eines Solchen, der schon Etwas ausgerichtet hat. — „Anders," wirft man ein, „sprichst du, anders lebst du."

---

*) Obsonium, Zugemüse, hieß bei den Alten Alles, was zum Brode gegessen wird, vorzugsweise Fleischspeisen. Vergl. z. B. Xenoph. Denkw. III, 14.

Das ist ein Vorwurf, ihr bösartigen und gerade den Trefflichsten am meisten abgünstigen Seelen, den man dem Plato, den man dem Epicur, den man dem Zeno gemacht hat. Alle Diese stellten ja auf, nicht wie sie selbst lebten, sondern wie man leben sollte. — Von der Tugend rede ich, nicht von mir; und wenn ich auf die Laster schelte, so schelte ich am ersten auf die meinen. Wenn es mir möglich ist, werde ich schon leben, wie man soll. Und jene übelwollende, in tiefes Gift getauchte Gesinnung soll mich erst nicht von dem Trefflichsten abschrecken; auch jenes Gift, mit dem ihr Andere bespritzet, euch selbst aber tödtet, soll mich nicht hindern, ein Leben zu preisen, nicht wie ich es führe, sondern wie ich überzeugt bin, daß es geführt werden müsse; soll mich nicht hindern, die Tugend anzubeten und von meinem mächtigen Abstande aus mit wankendem Schritte ihr nachzutreten. Wie könnte ich denn erwarten, daß der übelwollenden Gesinnung Etwas unantastbar sey, der weder Rutilius noch Cato heilig war? Warum sollte nicht Leuten, denen Demetrius, der Cyniker, nicht arm genug ist, auch Jemand allzu reich vorkommen? Der über Alles strenge Mann, der gegen jedes Bedürfniß der Natur kämpfte und der darum ärmer war, als die andern Cyniker, weil er, während Jene sich Etwas zu besitzen versagten, sich nicht einmal Etwas zu wünschen erlaubte, Der, sagen sie, sey nicht dürftig genug! Siehe doch, er ist nicht nur ein Lehrer in der Kunst der Tugend, sondern in der der Armuth.

19. Diodorus, ein Epicureischer Philosoph, der vor nicht langer Zeit seinem Leben mit eigener Hand ein Ende machte, sagen sie, habe nicht nach Epicur's Grundsätzen ge-

handelt, daß er sich die Kehle abschnitt. Die Einen wollen seine That für Wahnsinn angesehen wissen, die Andern für eine unüberlegte Handlung. Er indessen hat glücklich und voll guten Gewissens, vom Leben abtretend, sich selbst ein Zeugniß gegeben und die Ruhe eines im Hafen geankerten Lebens gepriesen mit den Worten (höret ihr sie nicht gern, als müßtet ihr's auch so machen?):

„Nun denn, ich habe gelebt und die Bahn des Geschickes vollendet.“ *)

Bald habt ihr über eines Menschen Leben, bald über seinen Tod zu schwatzen und belfert den Namen großer und von irgend einer Seite rühmlich ausgezeichneter Männer an, wie kleine Hunde, wenn ihnen unbekannte Leute in den Weg kommen. Denn Das kommt euch zu Gute, wenn Niemand für vortrefflich gilt, weil die Trefflichkeit Anderer gleichsam ein Vorwurf für eure Erbärmlichkeit wäre. — Ohne daß ihr es eigentlich wollt, stellet ihr das Strahlende neben euren Schmutz und sehet nicht ein, wie sehr ihr dadurch verlieret, daß ihr euch davor nicht genug hütet. Denn wenn Die, so die Tugend zur Führerin nehmen, noch habsüchtig, wollüstig, ehrgeizig sind: Was seyd denn ihr, die ihr von Tugend nicht einmal Etwas hören möget? Ihr saget, es leiste doch Keiner Das, was er preise, und lebe doch nicht dem Musterbilde gemäß, das er aufstelle. — Was Wunder, da Das, was sie in ihren Lehren darstellen, so heldenmäßig, so großartig und über alle Stürme des Menschenlebens erhaben ist? da sie sich von dem Kreuze loszumachen streben, an das ein Jeglicher von euch sich selbst zu heften seine Nägel einschlägt? und

*) Vergl. Virgils Aeneis IV, 653.

müssen sie je daran hängen, so ist es nicht mehr als ein Pfahl; Die aber, so sich selbst zur Strafe leben, sind an eben so viele Kreuze ausgespannt, als Leidenschaften an ihnen zerren; und wenn es über Andere hergeht, wissen die Lästerer gar beredt zu sprechen. Ich möchte wohl annehmen, daß sie Das doch bleiben ließen, wenn nicht Manche noch vom Galgen herab die Zuschauer anspucken würden. *)

20. Die Philosophen leisten Das nicht, was sie vortragen? Doch leisten sie Viel, daß sie es aussprechen, daß sie ein Ideal von Sittlichkeit aufstellen. Freilich, würden sie ganz so handeln, wie sie sprechen, dann gäbe es kein glückseligeres Wesen. Inzwischen ist kein Grund da, treffliche Worte zu verachten und Herzen, die von guten Gedanken erfüllt sind. Die Beschäftigung mit heilsamen Studien ist lobenswerth, wenn es auch an dem Vollbringen fehlt. Darf man sich denn wundern, wenn Die, so sich an schroffe Höhen gewagt haben, nicht auf den Gipfel kommen? Doch muß man den Mann, der Großes versucht hat, achten, auch wenn er fällt. — Es ist ein edles Unterfangen, wenn man, nicht auf seine eigene Kraft, sondern auf die des Menschenwesens überhaupt schauend, Hohes wagt und versucht, und sich im Geiste Höheres vorsetzt, als selbst von Denen ausgeführt werden kann, die mit einem gewaltigen Geiste ausgerüstet sind. Ein Solcher stellt sich die Aufgabe: „Ich will mit derselben Miene mir den Tod ankündigen hören, mit der ich ihn über einen Andern verhänge und Zeuge davon bin. Ich will mich Mühseligkeiten, wie groß sie auch seyen, unterziehen und der Geist soll des Körpers Stütze seyn. Reichthümer, mag ich sie haben

*) Auch im Original dunkle Stelle.

oder entbehren, will ich gleichermaßen verachten; es soll mich nicht niederschlagen, wenn sie anderswo liegen, noch muthiger machen, wenn sie um mich her schimmern; es soll mich nicht rühren, ob das Glück kommt oder weicht; ich will alle Länder ansehen, als gehörten sie mir; Was ich davon besitze, als gehörte es Allen; ich will in der Ueberzeugung leben, ich sey für Andere geboren und der Natur dafür dankbar seyn; denn wie konnte sie doch besser für mich sorgen? Mich, den Einzigen, hat sie Allen geschenkt, mir, dem Einzigen, Alle! Was ich je habe, will ich weder schmutzig erhalten, noch verschwenderisch hinauswerfen; ich will keinen Besitz anders ansehen, denn als ein Geschenk aus Güte; nicht nach Zahlen und Summen will ich meine Wohlthaten schätzen und nie anders, als nach dem Werthe des Empfängers. Nie soll mir Das Viel seyn, was ich einem Würdigen gebe. Nichts will ich der Meinung, Alles meiner Ueberzeugung zu Liebe thun; Was ich thue und Was Niemand weiß, als ich selbst, will ich ansehen, als thäte ich es vor allem Volke. — Essen und Trinken sey vorüber, wenn das Bedürfniß der Natur gestillt ist, nicht daß der Bauch angefüllt und ausgeleert werde. Gegen Freunde gefällig, gegen Feinde mild und nachgiebig, will ich zu gewähren geneigt seyn, bevor ich gebeten werde, und anständigen Bitten entgegenkommen. Ich will mich überzeugt halten, mein Vaterland sey die Welt und dessen Vorsteher die Götter, und diese stehen über mir, um mich her, Richter meiner Thaten und Worte. — Zu welcher Zeit aber die Natur diesen Lebenshauch zurückfordern, oder meine Ueberzeugung ihn hingeben wird, will ich abtreten, mit dem Zeugnisse, daß ich ein gutes Gewissen geliebt habe und ein edles

Streben; daß keines Menschen Freiheit von mir beeinträchtigt worden sey, noch von Jemand die meine."

21. Wer Solches zu thun vorhat, entschlossen ist, Hand anlegt, dessen Lebensweg geht zu den Göttern; und wahrlich, wenn er auch nicht darauf bleibt, so war es doch ein großes Unternehmen, was ihm fehlschlug. Ihr freilich, die ihr die Tugend hasset und ihre Verehrer, ihr thut nichts Ungewöhnliches: scheuen ja doch auch das Sonnenlicht kranke Augen und der leuchtende Tag ist zuwider den Thieren der Nacht, die bei seinen ersten Strahlen stutzig werden und da und dort ihre Löcher suchen und sich lichtscheu in Spalten verkriechen. — Gebet sie von euch, eure kläglichen Töne, und übet eure unselige Zunge im Schmähen der Guten, setzet ihnen zu, beißet nach ihnen: ihr werdet weit eher eure Zähne abbrechen, als eindrücken.

„Warum [saget ihr] beschäftigt sich Jener mit Philosophie und lebt als ein Reicher? warum sagt er, man soll die Reichthümer verachten und hat sie doch? man soll das Leben verachten und lebt doch? man soll sich um die Gesundheit Nichts bekümmern und doch sieht er so sorgfältig darauf und die beste ist ihm die liebste? So hält er auch Verbannung für ein leeres Wort und sagt: was denn da für ein Unglück daran sey, wenn man die Gegenden wechsle? und doch wird er, wo möglich, im Vaterlande grau! Zwischen längerer oder kürzerer Zeit, lautet sein Urtheil, sey kein Unterschied: dennoch, wenn Nichts hindert, dehnt er seine Lebenszeit hinaus und läßt sich in hohem Alter noch ein frisches Leben gefallen." — Er behauptet [erwiedere ich], man soll es verachten, nicht man soll es nicht haben; aber man soll nicht ängstlich darauf

aus seyn, daß man es behalte; er weiset dergleichen nicht von sich zurück, aber wenn es dahingeht, läßt er es ohne Gram ziehen. Reichthum zum Beispiel, — wo soll den das Glück sicherer niederlegen, als da, wo es solchen wieder zurückbekommen kann, ohne daß über das Heimgeben Klage entsteht? Obgleich Marcus Cato *) den Curius und Coruncanius pries und jenes Zeitalter, in welchem der Besitz von einigen Silberblechlein ein Verbrechen war, wobei der Censor einschreiten mußte **), so besaß doch er selbst vierzig Millionen Sestertien ***), offenbar weniger als Crassus †), aber mehr doch, als Cato Censorius; und vergleicht man, so übertraf er seinen Urgroßvater um Viel mehr [im Vermögen], als Crassus ihn. — Und wenn ihm noch größere Schätze zugefallen wären, er hätte sie nicht weggewiesen; denn der Weise achtet sich der Gaben des Zufalles in keinem Falle unwerth. Er liebt die Reichthümer nicht, aber einen Vorzug gibt er ihnen; nicht in die Seele nimmt er sie auf, aber in sein Haus; und er verschmäht sie nicht, wenn er sie besitzt, son-

*) Marcus Cato von Utica, zu unterscheiden von seinem Urgroßvater, Cato, dem älteren, mit dem Beinamen Censorius. — Marcus Curius und Tiberius Coruncanius waren Männer, die sich durch Einfachheit der Sitten und durch Uneigennützigkeit auszeichneten.

**) Um's Jahr d. St. 479 mußte auf den Antrag des Censors Fabricius der Consular Cornelius Ruffinus aus dem Senate austreten, weil er zehn Pfund silberne Geschirre besaß. Vgl. Livius Epit. 14. Valer. Max. II, 9. 4.

***) Ueber 3,800.000 fl. nach Wurm.

†) Crassus hatte zweihundert Millionen Sestertien im Vermögen.

dern er hält sie zusammen und es ist ihm lieb, wenn seiner Tugend mehr Aeußeres zu Gebote steht.

22. Kann man aber zweifeln, daß ein weiser Mann mehr Mittel hat bei'm Reichthume, seinen Geist zu entwickeln, als in der Armuth? da ja bei dieser nur auf die einzige Weise die Tugend sich äußern kann, daß sie sich nicht beugen, noch unterdrücken läßt, wogegen bei'm Reichthume ein weites Feld geöffnet ist für Mäßigung, für Freigebigkeit, für Thätigkeit, für gute Verwendung und Aeußerung einer großartigen Gesinnung. — Verachten wird sich der Weise nie, wie klein er auch von Statur seyn mag, doch wird es ihm lieb seyn, wenn er hohen Wuchses ist; auch schwächlichen Körperbaues und wenn er ein Auge verloren hat, wird er kräftig seyn; lieber jedoch wird er Körperstärke zu besitzen wünschen, ohne dabei zu übersehen, es sey in ihm noch etwas Anderes, das mehr vermöge. Uebelbefinden wird er ertragen, Wohlbefinden wünschen. Manches auch, obwohl es für das Wesentliche nicht von Bedeutung ist und wegfallen kann, ohne daß das Hauptgut dadurch verloren geht, trägt doch Etwas bei zu einer ununterbrochenen und aus der Tugend entspringenden Heiterkeit. Reichthum stimmt und erheitert den Weisen so, wie den Schiffenden ein günstiger und fördernder Wind, wie ein schöner Tag und in Winterszeit und Frost ein sonniger Platz. Welcher Philosoph, ich rede von den Unsrigen, welche die Tugend doch für das einzige Gut halten, wird ferner läugnen, daß Das, was wir gleichgültige Dinge nennen, irgend einen Werth in sich habe und das Eine über dem Andern stehe. Einige von dergleichen Dingen ehrt man in einem gewissen Grade, andere in hohem Grade. Darum

irre dich nicht, Reichthum gehört zu den Dingen, die den Vorzug haben. Du entgegnest: „Nun, was willst du mich denn lächerlich machen, wenn er bei dir den nämlichen Rang einnimmt, wie bei mir?"

Soll ich dir beweisen, wie gar nicht er bei mir den nämlichen Rang hat? Mir nimmt der Reichthum, wenn er auch dahingeht, Nichts mit, als sich selbst. Du aber wirst wie vom Schlage gerührt seyn und meinen, du habest dich selbst nicht mehr, wenn der Reichthum von dir gewichen ist. — Bei mir hat der Reichthum allerdings einen Rang, bei dir den obersten; kurz, ich habe den Reichthum im Besitze, dich hat der Reichthum.

23. Höre also auf, den Philosophen das Geld zu verbieten. Die Weisheit ist keineswegs zur Armuth verdammt. Es kann seyn, daß der Philosoph reiche Schätze hat, aber sie sind Keinem abgedrungen, nicht mit fremdem Blute befleckt, ohne Frevel gegen einen Menschen erworben und ohne niederträchtige Handgriffe; die Ausgaben sind dabei so wenig unehrbar, als die Einnahmen, und sie pressen keinem Herzen Seufzer aus, als einem mißgünstigen. — Häufe sie, so hoch du willst, sie sind rechtlich; und obschon Vieles dabei ist, was Jeder sein nennen möchte, so findest du Nichts, was Einer als sein Eigenthum ansprechen könnte. Allerdings wird er die Freigebigkeit des Glückes nicht von sich weisen und eines ehrlich erworbenen Erbgutes sich weder rühmen, noch schämen. Dennoch wird er sich Dessen zu rühmen haben, daß er bei offenem Hause und wenn er die ganze Stadt vor seine Güter hintreten läßt, sagen kann: „Was ein Jeglicher als sein erkennen mag, das soll er nehmen." O des großen,

auf die edelste Weise reichen Mannes, wenn der Erfolg zeigt, wie sehr er zu dieser Aufforderung Grund hatte, wenn er nach diesem Aufrufe keinen Heller weniger hat; ich meine so, wenn er ohne Gefahr und Bedenken allem Volke Einsicht zu nehmen freistellen mochte, wenn Keiner Etwas gefunden hat, worauf er die Hand decken konnte: kecklich und vor aller Welt mag Der reich seyn. So wenig der Weise auch nur einen Denar über seine Schwelle kommen lassen wird, der mit Unrecht einginge: eben so wenig wird er auch große Schätze als eine Gabe des Glückes und eine Frucht seiner Tugend verschmähen und ihnen den Zugang verwehren. — Denn warum sollte er ihnen nicht einen Platz vergönnen, wo sie wohl aufgehoben sind? Mögen sie kommen und als Gäste einkehren! Er wird sie weder zur Schau stellen, noch verstecken. Das Eine verriethe eine dummhochmüthige Seele, das Andere eine ängstliche und kleinliche, als hielte sie ein hohes Gut am Herzen. — Allerdings wird er sie, wie gesagt, nicht aus dem Hause hinauswerfen; denn Was müßte er dabei sagen? etwa: ich kann euch zu Nichts brauchen, oder: ich verstehe es nicht, den Reichthum anzuwenden? So wie er ferner, wenn er einen Weg schon zu Fuße machen könnte, doch sich lieber in den Wagen setzen mag: so wird er, wenn es angeht, reich seyn wollen und Schätze freilich wohl besitzen, aber mit dem Gedanken, daß sie unbeständig sind und verfliegen können; er wird nicht zugeben, daß sie irgend Einem oder ihm selbst drückend werden. Hinschenken wird er — was spitzet ihr die Ohren? was öffnet ihr die Taschen? — Hinschenken wird er entweder an Solche, die schon gut sind, oder an Solche, die er etwa gut machen kann. Hinschenken

wird er, mit der größten Ueberlegung die Würdigsten auswählend, als der da eingedenk ist, daß wir vom Geben wie vom Empfangen Rechenschaft abzulegen haben. Hinschenken wird er aus rechten und löblichen Beweggründen; denn wo man schändlich um das Seinige kommt, da ist das Geschenk übel angebracht. — Er wird offene Taschen haben, aber nicht durchlöcherte, daß wohl Vieles herausgeht, aber Nichts herausfällt.

24. Man irrt, wenn man meint, das Schenken sey etwas Leichtes. Es hat recht viel Schwierigkeit, wenn man mit Verstand geben, nicht nach Zufall und Laune wegschleudern will. — Um den Einen erwerbe ich mir im voraus ein Verdienst, dem Andern gebe ich nur heim; dem Einen greife ich unter die Arme, zu dem Andern zieht mich Mitleid hin; dem Einen steuere ich bei, weil er verdient, daß ihn die Armuth nicht herabwürdige und ihn niederhalte, daß er sich nicht rühren kann; Andern gebe ich Nichts, wenn es ihnen schon fehlt, weil es ihnen auch nach meiner Gabe fehlen würde; Manchen werde ich's anbieten, Manchen sogar aufdringen. Ich kann dergleichen nicht gleichgültig behandeln; ich leihe niemals mehr aus, als wenn ich hinschenke. — „Wie," fragst du, „du schenkst, um dir wieder heimgeben zu lassen?" — Nein, aber auch nicht, damit es verloren seyn soll. Ich will mein Geschenk so betrachtet wissen, nicht daß es zurückgefordert werden dürfte, aber daß Vergeltung möglich ist. Wohlthaten müssen so angebracht werden, wie ein tief vergrabener Schatz, den man nicht ausgräbt, es müsse denn nothwendig seyn. — Ja in dem Hause des reichen Mannes selbst — wie viel ist da Gelegenheit zur Wohlthätigkeit?

Denn Wer sollte die Freigebigkeit auf Rom's Bürger einschränken? Der Menschheit zu dienen, ist Gebot der Natur; seyen sie Sklaven oder Freie, Freigeborene oder Freigelassene, in gesetzlich erworbener oder nur unter Freunden geschenkter Freiheit *) — Was macht Das? Wo Einer Mensch ist, da hat die Wohlthätigkeit ihre Stelle. Er kann daher sein Geld auch innerhalb seiner Schwelle hingeben und Freigebigkeit üben, die ihren Namen nicht daher hat, weil man sie Freien schuldig wäre, sondern weil sie in einer freien Seele ihren Grund hat. Sie wird bei dem Weisen nie an Ehrlose und Unwürdige verschleudert, noch wird sie sich je so erschöpfen, daß sie nicht, sobald ein Würdiger kommt, reichlich strömen könnte. Leget also doch nicht verkehrt aus, Was Die, so sich der Weisheit befleißigen, so ehrlich, ungescheut und herzlich sagen, und merket vor Allem darauf: Etwas Anderes ist Einer, der sich der Weisheit befleißigt, und etwas Anderes Einer, der sie schon erreicht hat. Jener wird dir sagen: Es ist ganz schön, was ich rede; aber ich bin noch in viel Schlimmem befangen; du darfst mich nicht nach meiner Regel verlangen; ich arbeite freilich an mir und bilde und erhebe mich nach einem hohen Urbilde; bin ich erst so weit vorgeschritten, als ich mir aufgegeben habe, dann verlange, daß mein Thun

*) Gesetzlich wurde ein Sklave frei, wenn der Prätor mit dem Freiheitsstabe — vindicta oder festuca — einen Sklaven zum Freien schlug, oder durch den Census, Aufnahme in die Bürgerliste, oder durch ein Testament; nicht völlig war die Freiheit, wenn sie Einem nur in Gegenwart von Freunden, bei'm Gastmahle, oder durch einen Brief geschenkt wurde; in diesem Falle konnte sie auch wieder für nichtig erklärt werden.

entspreche den Worten. — Der aber, so das Ganze des Menschenwerthes erreicht hat, wird anders mit dir reden und sagen: Für's Erste solltest du dir gar nicht erlauben, über Bessere ein Urtheil zu fällen; ich habe nun aber schon einen Beweis, daß ich recht daran bin, daß ich nämlich den Schlechten mißfalle. Um dir jedoch Rede zu stehen, was ich keinem Sterblichen verweigere, so vernimm, Was du von mir zu erwarten hast, und wie hoch ich die Dinge in der Welt anschlage. Ich erkläre: der Reichthum ist kein Gut; wäre er's, so würde er die Menschen gut machen; weil nun aber, Was bei den Schlechten zu finden ist, kein Gut genannt werden kann, so spreche ich ihm diesen Namen ab. Uebrigens gestehe ich, daß man ihn wohl haben darf, daß er nützlich ist und viele Vortheile im Leben gewährt.

25. Nun weiter! Vernehmet, warum ich ihn nicht unter die Güter zähle und was ich denn Anderes damit ausrichte, als ihr, während wir doch Beide darin übereinkommen, daß man ihn haben dürfe. — Stelle mich in ein überreiches Hauswesen, stelle mich hin, wo man Gold und Silber, wie man es haben mag, zum Gebrauche hat: ich werde mir darauf Nichts zu Gute thun; denn ist es auch bei mir, in mir ist's doch nicht. — Stelle mich aber hinüber auf die Pfahlbrücke *) und stoße mich unter die Bettler — ich werde darum doch nicht weniger von mir halten, wenn ich unter Denen sitze, die ihre Hand nach einem Pfennige ausstrecken. Denn Was liegt doch daran, ob mir der Bissen Brod abgeht, wenn mir Das gewiß ist, daß ich sterben kann? Was

*) Wo sich hauptsächlich die Bettler aufzuhalten pflegten. Vergl. Juvenal XIV, 134. IV, 116.

ist's denn nun also? Das glänzende Haus dort ist mir eben lieber, als die Brücke da. — Stelle mich hin, wo stattliches Geräthe ist und eine allerliebste Hauseinrichtung — ich werde mir um Nichts glücklicher vorkommen, wenn ich einen feinern Mantel trage, und meine Gäste auf Purpur sitzen! Ich werde um Nichts unglücklicher seyn, wenn mein müder Nacken auf einem Heubündel ruht, wenn ich auf einem Polster liege, wie man's im Circus hat, wo durch die lumpigen Nahten das Stopfwerk herausfällt. — Was folgt nun daraus? Lieber ist mir's, wenn ich in anständiger Kleidung *) beweisen kann, was ich für eine Gesinnung habe, als mit nackten oder halbbedeckten Schulterblättern. — Gesetzt, es flösse mir jeder Tag nach Wunsche dahin, und es reiheten sich stets neue Freudenfeste an die vergangenen: ich werde darum nicht mit Wohlgefallen auf mich selbst schauen. Laß dagegen diese so günstige Fügung der Umstände ganz anders kommen, laß es geschehen, daß von dieser oder jener Seite mein Gemüth angegriffen werde, von Verlust, von Trauerfällen, von mancherlei Anstößen, und daß mir keine Stunde ohne Jammer vorübergehe: ich werde mich darum unter den kläglichsten Umständen nicht beklagenswerth nennen, ich werde darum keinen Tag verwünschen, denn es ist dafür gesorgt von meiner Seite, daß mir kein Tag unglückselig ist. — Dennoch ist es so, daß ich lieber mich in meiner Freude mäßigen will, als mir Gewalt anthun gegen den Schmerz. — So wird dir auch der berühmte Socrates sagen: „Mache mich zum Sieger über alle Nationen, es führe mich der hochgeschmückte Bacchuswagen im

*) Praetextatus et chlamydatus, mit Bezug auf die Tracht der Vornehmeren.

Triumphe vom Orient nach Thebä zurück und Perserkönige mögen auf meine Entscheidung harren: dann will ich gerade am wenigsten vergessen, daß ich ein Mensch bin, wann man mich überall als einen Gott begrüßt.“ — Neben jene schwindelnde Höhe denke dir dann auf einmal eine jähe Umwandlung: ich soll, auf eines Andern Tragsessel gesetzt, den Triumphzug eines übermüthigen und rohen Ueberwinders verherrlichen: niedriger werde ich nicht seyn, auf dem Wagen des Gegners getragen, als ich auf dem meinen gestanden war. — Und doch will ich lieber der Sieger, als der Gefangene seyn. — Ich halte Nichts auf das ganze Reich des Glückes; kann ich aber wählen, so nehme ich mir davon das Gelindere. Was mir zukommen mag, wird gut seyn: doch ist mir das Leichtere und Angenehmere willkommener, und was Dem, der damit zu thun hat, weniger zu schaffen macht. Freilich darfst du dir die Tugend nie ohne Anstrengung denken; dennoch bedarf die eine des Sporns, die andere des Zügels. Gleichwie der Körper an jähem Abhange zurückgehalten, wo es schroff aufwärts geht, angetrieben werden muß: so sind die einen Tugenden ob dem steilen Abhange, die andern unten. Sollte es wohl zweifelhaft seyn, ob Geduld, Seelenstärke, Beharrlichkeit und was sonst für Tugenden sich einem Drucke entgegenzustellen und das Schicksal zu überwältigen haben, emporstreben, sich stemmen und ringen sollen? Und ist's nun nicht eben so offenbar, daß Freigebigkeit, Mäßigung, Sanftmuth ihre Bahn abwärts nehmen? Bei diesen letzten Tugenden nehmen wir uns im Gemüthe zusammen, daß es sich nicht überstürze; bei jenen andern geben wir ihm Aufmunterung und Sporn. Darum müssen wir die thatkräftigsten

bei der Armuth anwenden, die, so durch der Umstände Drang mächtigere Wirkung äußern; bei'm Reichthume jene vorsichtigeren, die dem aufgehobenen Schritte und ihrem eigenen Gewichte hemmenden Einhalt thun.

26. Besteht nun einmal dieser Unterschied, so will ich lieber diejenigen in Ausübung bringen, die sich mit mehr Ruhe üben lassen, als die, welche blutigen Schweiß kosten, wenn man sich darin versuchen will. Darum, spricht der Weise, ist's nicht so, daß ich anders lebe, als rede, sondern ihr nehmet es anders auf. Zu euren Ohren kommt nur der Schall der Worte; — Was er ausdrücke, darnach fraget ihr nicht. — „Was ist also zwischen meiner Thorheit und deiner Weisheit für ein Unterschied, wenn es doch unser Beider Wunsch ist, zu besitzen?" — Ein gar großer. Nämlich bei dem Weisen ist der Reichthum ein Diener, bei dem Thoren spielt er den Herrn. Der Weise gestattet dem Reichthume Nichts, euch der Reichthum Alles. — Ihr gewöhnet und hänget euch daran, als ob euch Jemand einen ewigen Besitz versprochen hätte: der Weise geht gerade dann am meisten mit dem Gedanken an die Armuth um, wann er dem Reichthume im Schooße sitzt. Der Feldherr traut dem Frieden nie so, daß er sich nicht zum Kriege bereit hielte; denn ist er auch nicht im Gange, erklärt ist er doch. Euch nimmt ein schönes Haus den Sinn gefangen, als ob es nicht brennen noch einstürzen könnte; euch ungemessene Schätze, als ob sie über alle Gefahr hinaus wären und größer, als daß das Geschick Macht genug hätte, sie zu verzehren. — In Unthätigkeit spielet ihr mit eurem Reichthume und machet euch nicht darauf gefaßt, was es für Gefahr damit habe; so wie Bar-

baren meistens, wenn sie eingeschlossen sind, ohne Kenntniß von den Maschinen zu haben, der Arbeit der Belagerer zusehen, ohne Etwas zu thun und ohne zu verstehen, worauf es mit den Vorkehrungen in der Ferne abgesehen sey: gerade so geht es euch; ihr dämmert hin in eurem Besitze und bedenket nicht, wie viel Unfälle ringsum drohen, welche im Augenblicke kostbare Beute davontragen können. — Wer dem Weisen aber auch seinen Reichthum wegnehmen mag, das Seinige muß er ihm alles lassen; lebt er doch der Gegenwart froh, um die Zukunft unbekümmert. Ich habe mich, sagt ein Socrates, oder Wer sonst gegen menschliche Zufälle so verwahrt und sein eigener Herr ist, ich habe mich in Nichts mehr festzustellen gesucht, als daß ich meinen Lebensgang nicht nach eurem Wahne einrichtete. — Bringet von überall her eure gewohnten Worte, ich werde es nicht ansehen, als schmähet ihr, sondern als schreiet ihr, wie elende Kinder. So spricht der Mann, dem Weisheit geworden ist, den ein von Gebrechen freies Gemüth auf die Andern schelten heißt, nicht weil er sie haßt, sondern damit sie schweigen. — Dazu wird er noch sagen: Es ist mir um eure Achtung nicht um meinetwillen zu thun, sondern um euretwillen; die Tugend hassen und antasten, heißt, sich selbst aufgeben. Ihr thut nicht mir ein Leid an, so wenig, als den Göttern Die, welche die Altäre umstürzen; aber des Herzens böser Rath tritt hervor und euer böser Wille, wenn er auch nicht schaden kann. Eure Faseleien nehme ich so auf, wie der gute, große Jupiter die Albernheiten der Poeten, von denen der Eine ihm Flügel angedichtet hat, der Andere Hörner, der Eine ihn als Ehebrecher und Nachtschwärmer aufführte, der Andere

als einen Wütherich gegen die Götter oder als unbillig gegen Menschen, der Eine als einen Verderber geraubter und noch dazu mit ihm verwandter Freigeborenen, der Andere als einen Vatermörder und Stürmer eines fremden und des dem Vater gehörigen Reiches. Das hat zu nichts Anderem geführt, als daß den Menschen die Scheu vor dem Sündigen benommen ward, wenn sie glaubten, so seyen ihre Götter. Allein obgleich mir Jenes Nichts thut, so mahne ich euch doch um euretwillen: achtet die Tugend; glaubet Denen, die ihr lange nachstrebten, und die euch zurufen, daß sie nach etwas Großem streben und Was sich von Tag zu Tage größer zeige. Die Tugend selbst ehret wie die Götter, und Die sich für sie entschieden haben, als ihre Priester; und so oft dieser heilige Name ausgesprochen wird: nehmet eure Zunge in Acht! *) Dieses Wort ist nicht, wie man gewöhnlich meint, auf die Beifallsbezeugungen zu beziehen, sondern es wird damit Stillschweigen geboten, damit das Opfer in Ordnung vollendet werden könne, von keinem unheilvollen Worte unterbrochen.

27. Und es ist viel nothwendiger, daß euch befohlen wird, achtsam und jeden Laut zurückhaltend zu horchen, so oft von jenem Orakel ein Spruch ausgeht. Wenn Einer

*) Favete linguis, die gewöhnliche Formel, mit der der Priester bei'm Opfer Stillschweigen gebot, daß Niemand ein unheilvolles Wort vorbrächte, das die Götter strafen könnten; wörtlich: seyd euren Zungen günstig, oder wenn es auf Beifallsbezeugungen bezogen wird: seyd mit euren Zungen günstig, wodurch die nachfolgende Sprachbemerkung deutlich wird.

kommt, der, das Sistrum *) schüttelnd, gebotene Lügen vorträgt; wenn ein Meister im Einschneiden in die Oberarme mit hoch aufgehobener Hand Arme und Schultern bluttriefend macht; wenn Einer, auf den Knieen seinen Weg kriechend, ein Geheul erhebt, und ein Greis, in Leinwand gekleidet, den Lorbeer einherträgt und die Leuchte am hellen Tage, mit lautem Rufen, es sey Einer der Götter erzürnt: da laufet ihr zusammen und horchet, und Einer des Andern Uebertäubung verstärkend, sprechet ihr: ja, der Mann ist gottbegeistert. — Sehet, Socrates, von jenem Kerker aus, den er dadurch, daß er hineintrat, gereiniget und zu höheren Ehren gebracht hat, als jede Curie, — er ruft euch zu: Was ist Das für ein Wahnsinn? was ist Das für ein Wesen, Göttern und Menschen gehässig, — daß ihr die Tugenden verunehret und mit gottlosen Reden an dem Heiligen frevelt? Wenn ihr's könnt, so preiset die Guten; — könnt ihr's nicht, so lasset sie gehen. Glaubt ihr eure verworfene Frechheit auslassen zu müssen, so tobet Einer gegen den Andern; denn wenn ihr gegen das Himmlische raset, so will ich zwar nicht sagen, ihr begehet einen Frevel gegen die Götter; aber ihr macht euch vergebliche Mühe. Es war eine Zeit, wo Aristophanes **) mich zum Gegenstande seines Witzes machte und

*) Es kommen hier Anspielungen auf fanatisch-religiöse Kundmachungen des Willens der Götter. Das Sistrum, eine metallene Klapper, deutet auf den Aegyptischen Isisdienst; das Einschneiden in die Arme auf die Priester der Bellona und der Cybele; der Lorbeer war bei den Aegyptischen Priestern das Symbol der Begeisterung und Weissagung, und die Leuchte das Symbol der Reinigung.

**) Vergl. des Aristophanes Wolken 96. 129.

die ganze Schaar der mimischen Dichter hat ihre giftige Lauge über mich ausgegossen. Doch verherrlicht ward meine Tugend gerade durch diese Angriffe; denn es ist ihr zum Frommen, an's Licht geführt und geprüft zu werden, und Niemand lernt besser einsehen, Was sie werth sey, als Wer dadurch, daß er sich an sie machte, ihre Kraft zu fühlen bekommen hat. Des Kiesels Härte kennt Niemand besser, als Wer auf ihn schlägt. Ich will nicht anders seyn, denn wie ein vereinzelter Fels auf seichtem Meeresgrunde, an den die Wogen, wo sie sich erheben, unaufhörlich schlagen, ohne daß sie ihn deßhalb von seiner Stelle rücken, oder ihn durch ihr so viele Jahrhunderte wiederholtes Anprallen verzehren. — Springet auf mich her, stürmet auf mich los, ich werde sieghaft bleiben dadurch, daß ich euch aushalte. Gegen Das, was fest und unüberwindlich ist, versucht Alles, was darauf einstürmt, seine Kräfte nur zu seinem eigenen Schaden. So sehet euch denn nach einem weichen, nachgiebigen Gegenstande um, in den eure Pfeile eindringen mögen. — Und ihr wollt die Leute seyn, die die Gebrechen Anderer aufspüren und Urtheile fällen über Jemanden? Warum [so getrauet ihr euch zu fragen] — warum wohnt dieser Philosoph so geräumig? warum speiset Dieser so köstlich? Jedes Hitzbläschen werdet ihr gewahr an Andern, während ihr selbst mit zahllosen Geschwüren bedeckt seyd! Das ist gerade, wie wenn Einer, dem häßliche Krätze alle seine Säfte nimmt, über Muttermale oder Warzen an sonst ganz schönen Körpern sich lustig machen wollte. — Machet es nur dem Plato zum Vorwurfe, daß er Geld verlangte; dem Aristoteles, daß er welches annahm; dem Democritus, daß er Nichts darauf hielt; dem Epicur, daß er's

verbrauchte, und haltet mir selbst meine Liebe zu Alcibiades und Phädrus vor. O wie wäret ihr doch in der That glücklich zu preisen, wenn ihr's erst dahin gebracht hättet, unsere Fehler nachzuahmen! Warum sehet ihr doch nicht lieber auf eure eigenen Gebrechen, die euch von allen Seiten stechen, da euch die einen äußerlich quälen, die andern in euren Eingeweiden brennen? — Freilich, ihr kennet euern Zustand viel zu wenig; — aber es steht mit dem menschlichen Leben nicht so, daß ihr Zeit genug hättet, eure Zunge zur Schmähung Derjenigen zu gebrauchen, hinter denen ihr weit zurück seyd.

28. Das sehet ihr nicht ein und nehmet eine Miene an, die sich für euren Zustand nicht ziemen will: so wie gar Manche, während sie im Circus oder im Schauspiele sitzen, zu Hause schon eine Leiche erwartet und ein unangemeldeter Unfall. — Ich hingegen, von meiner Höhe herniederschauend, sehe schon, welche Ungewitter euch entweder drohen und nur noch nicht so plötzlich ihren Wolkenschleier durchreißen, oder bereits näher über euer Haupt hergezogen sind, um euch und eure Habe dahinzuraffen. — Und wie? Treibt nicht auch dann — freilich wisset ihr selbst nicht, wie euch geschieht — Etwas, wie Sturmeswehen, eure Seelen im Kreise und in der Verwirrung umher, daß ihr das Nämliche zugleich fliehet und suchet, und ihr, bald in die Höhe gehoben, bald in die Tiefe geschmettert, mit fortgenommen werdet. * * * *

[Der Schluß fehlt.]

Lucius Annäus Seneca
sieben Bücher
von den Wohlthaten.
An Aebutius Liberalis.

Einleitung.

Dieses sehr umfassende und reichhaltige Werk ist eines der späteren unsers Schriftstellers, vielleicht in seinen zwei letzten Lebensjahren, in jedem Falle aber nach des Kaisers Claudius Tode, unter Nero's Regierung geschrieben. Denn über Claudius läßt er sich am Ende des ersten Buches verächtlich heraus, was ihm zu dessen Lebzeiten die Lebensklugheit, die er nicht verschmähte, nicht erlaubt haben würde.

Wäre die Schrift in den fünf oder acht ersten Regierungsjahren Nero's verfaßt, wie die „von der Gnade," so wäre des Kaisers Nero gewiß als eines Wohlthäters erwähnt. Dieß ist aber nirgends der Fall; ja zu Anfange des dritten Buches deutet der Verfasser

wahrscheinlich auf den Kaiser Nero hin, wenn er davon spricht, daß man die Lehrer und ihre Wohlthaten zu vergessen pflege. Daraus ginge hervor, daß die vorliegende Schrift zu der Zeit geschrieben wäre, da Seneca nicht mehr in der Gnade des Kaisers stand, zu der Zeit, da er sich wenig mehr öffentlich sehen ließ, sich als nervenkrank in sein Zimmer einschloß und sich ganz auf seine Studien zurückzog.

Anlaß zu dieser Abhandlung, sagt er gleich zu Anfange, habe ihm der Umstand gegeben, daß er unter den Menschen so viel Undank und so viel Verkehrtheit im Geben und Erweisen der Wohlthaten angetroffen habe. Uebrigens ist er unter den Alten der Einzige, der diesem Gegenstande eine eigene Abhandlung widmete.

An Gedankenreichthum, geordneter Behandlung und vielseitiger Beleuchtung des abgehandelten Gegenstandes kommt dieser Schrift keine andere von Seneca gleich.

Ueber den Aebutius Liberalis, dem die Abhandlung zugeeignet ist, haben wir keine andern Notizen aus dem Alterthume, als die von Seneca selbst, theils im Anfange des fünften Buches der vorliegenden Schrift, theils im einundneunzigsten Briefe. Aus der letzteren Stelle geht hervor, daß Aebutius Liberalis aus Lugdunum (Lyon) gebürtig war, welche Stadt durch eine Feuersbrunst damals — wahrscheinlich im Jahre 811 nach Rom's Erbauung — verwüstet worden war, worüber

der patriotische Liberalis sich tief betrübte. Aus der ersteren Stelle aber ist zu ersehen, daß derselbe ein eben so wohlthätiger und uneigennützig freigebiger, als angesehener und reicher Mann war, der den Grundsatz hatte, es sey schimpflich, sich in der Wohlthätigkeit überbieten zu lassen.

Der Familienname Aebutius kommt auch bei Cicero und Gellius vor; der Beiname Liberalis aber, welcher nicht gerade auf die individuelle Freigebigkeit des Mannes zu deuten ist, findet sich auch in andern Familien, z. B. bei der Flavischen und Salvischen. Vergl. Sueton's Vespasian 3. u. 13.

Lucius Annäus Seneca
von den Wohlthaten.
Erstes Buch.

Uebersicht des Inhalts.

Kap. 1. 2. Klage, daß die Menschen sich so schlecht darauf verstehen, Wohlthaten zu geben und zu empfangen. Der Grund des Undankes liegt häufig in den Gebenden, wenn sie Schwierigkeiten machen. Es kommt also darauf an, wie man gibt; es muß Dieß geschehen nicht zögernd und nicht auf eine beschämende Weise. Undank soll nicht vom Geben zurückhalten, und an Erstattung darf der Geber nicht denken, sonst ist's Darlehen und Wucher.

Kap. 3. 4. An Sinn für geleistete Dienste fehlt es nicht einmal den wilden Thieren. Anhaltende Wohlthaten überwinden jedes Herz. Verschiedene Deutung des Mythus von den Grazien in Beziehung auf Wohlthätigkeit; diese Mythenspielereien seyen zwecklos, und lieber sollte man feste Regeln und Grundsätze aufstellen.

Kap. 5–8. Worin die Schuld Dessen bestehe, der für eine Wohlthat verbindlich ist? Nicht in dem Aeußerlichen, Materiellen der empfangenen Wohlthat; es handelt sich um das Innere; nicht Gold und Silber u. s. w. ist die Wohlthat, sondern des Gebers Gesinnung. Das Gegebene ist nur Spur und Kennzeichen der wohlthätigen Handlung. Es kommt nicht darauf an, Was man thut oder gibt, sondern mit welcher Gesinnung; so auch

bei den Opfern. Eben so kommt es auch nicht auf die Größe der Wohlthat an; das Unbedeutendste kann das Dankenswertheste werden. Aeschines in seiner Armuth gibt dem Socrates sich selbst zum Geschenk.

Kap. 9. (Lückenhaft.)

Kap. 10. Undank sollen wir meiden und verzeihen.

Kap. 11—15. I. Pflichten des Gebers. Was für Wohlthaten man geben soll und wie?

a) Sie müssen nicht unnöthig seyn; diese sind von dreifachem Range:

α) solche, ohne die man nicht leben kann;

β) solche, ohne die man nicht leben sollte, wie Freiheit, Unschuld, gutes Gewissen;

γ) solche, ohne die man nicht leben mag;

b) von Nutzen müssen die Wohlthaten seyn;

c) angenehm und den Verhältnissen des Empfängers angemessen;

d) von Dauer;

e) nicht gewöhnlich. [Alexander dem Großen schenkten die Corinther ihr Bürgerrecht, was sie außer ihm noch Keinem, als dem Hercules gegeben hatten.]

Was Dank erwerben soll, muß selten seyn. Wo man aber Mehreren das Nämliche gibt, lasse man Jeden ein besonderes Merkmal sehen, das ihm die Hoffnung gewährt, er sey besonders berücksichtigt worden. Die Wohlthätigkeit soll durch diese Reflexionen nicht beengt werden, nur soll sie auch nicht an Unwürdige verschwendet werden; der Empfänger muß sich des Gebers und seiner Meinung von ihm freuen können. Die Wohlthat muß aus Werthschätzung gegeben seyn.

Erstes Buch.

---

1. Unter den zahlreichen und mannichfachen Mißgriffen Derer, die ohne Besinnung und Ueberlegung hinleben, ist wohl, möchte ich behaupten, mein bester Liberalis, Nichts unverzeihlicher, als daß man Wohlthaten weder zu geben, noch zu empfangen versteht. — Sind sie schlecht angebracht, so ist denn freilich die natürliche Folge, daß man schlechten Dank dafür bekommt; und es ist dann zu spät, daß man darüber klagt, man habe keine Vergeltung empfangen: sie waren schon hinausgeworfen, da man sie gab. Und man hat sich nicht zu verwundern, daß unter all den vielen und großen Lastern keines häufiger ist, als der Undank. Ich finde mehrere Ursachen, warum sich Dieß so verhält; vor Allem, weil wir keine Wahl treffen von Solchen, die da verdienten, daß wir ihnen Wohlthaten erwiesen: freilich, wenn wir Geld ausleihen, da forschen wir sorgfältig nach des Schuldners Vermögen und Hauswesen; in einen ausgenutzten und unfruchtbaren Boden streuen wir keinen Saamen: aber Wohlthaten schleudern wir ohne alle Prüfung mehr weg, als daß wir sie geben. Auch weiß man in der That nicht, ob es niedriger ist, von einer Wohlthat Nichts wissen zu wollen, oder Vergeltung zu verlangen; es ist Das ein Darlehen von der Art, daß man davon nur so viel zurückerhalten kann, als aus gutem Willen erstattet wird; wollte Einer dazu sich gerne verstehen, so wäre Das in Wahrheit gerade deßhalb ganz schändlich, weil es hier, um seine Verbindlichkeit zu lösen, nicht auf Das ankommt, was man leisten kann, sondern, wie man gesinnet ist.

Es ist nämlich Wiedererstattung der Wohlthat, wenn man sich gerne als Schuldner bekennt. Allein wenn dabei schon die Schuld auf Diejenigen fällt, die nicht einmal durch Anerkennung dankbar sind, so liegt sie doch auch an uns. Von Vielen machen wir die Erfahrung, daß sie undankbar sind; noch Mehrere machen wir selbst dazu, weil wir das eine Mal unsere Wohlthaten mit Strenge vorrücken und einfordern, das andere Mal wankelmüthig uns unsere Gabe bald wieder reuen lassen, manchmal klagsüchtig die kleinste Verzögerung schelten. So ersticken wir alle Dankbarkeit, nicht nur nach dem Geben der Wohlthaten, sondern gleich bei'm Geben. Denn wann begnügen wir uns doch je damit, ohne viele Umstände, oder nur Einmal uns bitten zu lassen? Wer hat nicht schon, wenn er um Etwas angegangen zu werden vermuthete, die Stirne in Falten gezogen, oder das Gesicht abgewendet, oder Geschäfte vorgegeben, oder durch weitläufige Reden, mit denen man geflissentlich gar nicht zu Ende kam, den Bittenden nicht zum Worte kommen lassen und durch diesen oder jenen Kunstgriff bei dringenden Umständen sich davonzuschleichen gewußt? — Wird man aber auf einem Punkte gefaßt, wo man in die Enge getrieben ist, da verweiset man entweder auf morgen, das heißt, man sagt Nein, ohne das Herz dazu zu haben; oder man sagt zu, aber mit Erschwerungen, aber mit hinaufgezogenen Augenbraunen, aber mit erzwungenen Worten, die kaum herauswollen. Niemand ist dann aber gerne Dank schuldig für Etwas, das er nicht sowohl bekommen, als vielmehr herausgepreßt hat. Kann wohl Jemand dankbar seyn gegen einen Menschen, der eine Wohlthat entweder übermüthig hingeschleudert, oder ihm im Zorne an den Hals

geworfen, oder der den Bitten müde seine Hand aufgethan hat, nur um nicht mehr belästigt zu seyn? — Man irret, wenn man hofft, es werde Einer sich verbindlich fühlen, wenn man ihn durch Zögern müde gemacht, durch Warten auf die Folter gespannt hat. — Wohlthaten werden mit derselben Gesinnung verdankt, mit der sie gegeben sind, und deßhalb muß man wohl darauf sehen, wie man gebe. Denn Was Einer bekommt, ohne daß der Geber darauf achtet, das verdankt er Niemand, als sich selbst; auch nicht zögern sollte man: denn da bei jeder Gefälligkeit die Gesinnung des Gebers sehr in Anschlag kommt, so hat ja Der, welcher sich erst spät dazu verstand, lange Zeit nicht gewollt; in keinem Falle aber sollte es auf eine beschämende Weise geschehen; denn da es in der Natur liegt, daß Beleidigungen tiefer zu Herzen gehen, als Verdienste, und diese sich schnell verwischen, jene fest im Gedächtnisse bewahrt werden: Was hat dann Der zu gewarten, der in dem Augenblicke, wo er sich Einem verbindlich macht, denselben beleidigt? Dieser ist dankbar genug gegen ihn, wenn er ihm seine Wohlthat verzeiht. — Es darf uns aber nicht bedenklicher machen, uns Verdienste um die Menschen zu erwerben, daß es so viele Undankbare gibt. Denn für's Erste machen wir, wie gesagt, selbst ihre Zahl größer; und dann lassen sich ja auch die unsterblichen Götter von diesem so mächtigen Drange durch die Frevler und Verächter nicht abhalten. Sie thun nach ihrer Natur und sind überall hülfreich, und dabei selbst gegen Die, welche sich ihre Gaben schlecht zu Herzen nehmen. Ihnen wollen wir, so weit es menschliche Schwachheit zuläßt, als unsern Vorgängern folgen und Wohlthaten geben, nicht Wu-

cher treiben. Der verdient getäuscht zu werden, der an das Wiederzurückbekommen dachte, da er gab. Schlägt ja doch, wenn's unglücklich gehen soll, auch unsere Hoffnung an unsern Kindern und Weibern fehl: dennoch erziehen und leiten wir sie; und wir lassen uns durch Erfahrungen überhaupt so wenig irre machen, daß wir nach verlorenen Schlachten doch wieder in den Krieg gehen und nach erlittenem Schiffbruche wieder auf's Meer. – Wie viel mehr sollten wir denn darauf fest bleiben, daß wir Wohlthaten erweisen! Denn Wer keine gibt, weil er Nichts dafür bekommt, der hat sie gegeben, um wieder welche zu erhalten, und gibt den Undankbaren das Heft in die Hand, deren Schändlichkeit ja darin besteht, daß sie nicht erstatten, wo sie es ungerügt unterlassen könnten. – Wie Viele sind des Sonnenlichtes nicht werth! Und doch geht ihnen der Tag auf. Wie Viele klagen darüber, daß sie geboren sind! Dennoch schenkt ihnen die Natur neue Nachkommenschaft und läßt sie leben, ob sie schon wünschen, lieber nie gewesen zu seyn. Das ist einer großen und edeln Seele eigen, nicht auf die Frucht der Wohlthaten zu schauen, sondern auf die Wohlthaten selbst, und wenn man schon Schlechte getroffen, nach einem Rechtschaffenen sich umzusehen. Was wäre denn Edles daran, Vielen zu nützen, wenn man sich in Keinem irrte? Das heiße ich Tugend, wenn man Wohlthaten gibt, die durchaus Nichts eintragen sollen, für welche der edle Mann den Lohn sogleich gefunden hat. — Jene Fälle dürfen uns so wenig abhalten und zu der herrlichsten That unwillig machen, daß, wenn mir die Hoffnung, einen dankbaren Menschen zu finden, ganz abgeschnitten wäre, ich lieber Wohlthaten nicht erwiedert wissen, als nicht geben woll-

te; denn Wer nicht gibt, kommt dem Undankbaren im Fehlen zuvor. Ich meine so: Wer eine Wohlthat nicht erwiedert, der hat's größere Sünde; Wer keine gibt, macht den ersten Fehler.

2.

„Willst unter'n großen Haufen Wohlthat spenden du,
„Mußt Manches gar verschleudern, bis du's einmal triffst." *)

An dem erstern Verse ist zweierlei zu tadeln; man muß nämlich für's Erste Wohlthaten nie unter den großen Haufen hinauswerfen; und sodann ist das [unüberlegte] Ausspenden in keinem Falle das Rechte, sonderlich bei Wohlthaten; denn wenn es da an Ueberlegung fehlt, so sind's keine Wohlthaten mehr; nenne es sonst, wie du willst. — Und gar sonderbar ist der Gedanke des folgenden Verses: man soll sich über den Schaden vieler verlorenen Wohlthaten damit trösten, daß man eine einzige gut angebracht habe. Bedenke doch, ich bitte dich, ob es nicht eher das Rechte und der Großmuth des Wohlthäters angemessen wäre, wenn man denselben zum Geben ermahnte, falls er's auch nirgends gut treffen sollte. Das ist einmal unrichtig, man müsse Manches verschleudern. — Keine Wohlthat geht verloren: denn Wem sie verloren geht, der hatte schon [für sich] gerechnet. Es ist bei den Wohlthaten eine ganz einfache Rechnung: so oder so Viel wird einmal

*) Diese Verse sollen nach Muret von dem berühmten Tragiker Attius oder Accius seyn, gestorben im J. d. St. 615; — wahrscheinlicher sind sie von dem öfter benützten Mimenschreiber Publius Syrus. Vergl. die Trostschrift an Marcia, 9. und Briefe 1, 8.

aufgewendet; bekommt man Etwas dagegen, so ist's Gewinn; bekommt man Nichts, so ist's kein Verlust. „Ich habe Dieß oder Jenes gegeben, um zu geben!" Niemand schreibt [gegebene] Wohlthaten in's Zinsregister und mahnt, wie ein wuchernder Einforderer, auf Tag und Stunde. — Ein edler Mensch denkt nie daran, außer wenn er von dem Wiedererstattenden daran erinnert wird, sonst würde ja die Wohlthat zu einem Darlehen. Es ist schändlicher Wucher, wenn man man eine Wohlthat unter den Auslagen führt. Mag es dir mit früheren gegangen seyn, wie es will, so beharre du dabei, Andern mitzutheilen. Sie liegen immerhin wohl bei den Undankbaren, die ja doch Ehrgefühl, oder Gelegenheit, oder Beispiel irgend einmal noch dankbar machen kann. — Laß nicht ab, vollende dein Werk und führe die Rolle eines edeln Mannes durch. Sey hülfreich dem Einen durch die That, dem Andern durch Verbürgung, dem Einen durch deinen Einfluß, dem Andern durch guten Rath, wieder Andern durch heilsame Lehren.

3. Für erwiesene Dienste haben auch die wilden Thiere Empfindung und es ist kein lebendes Wesen so fühllos, daß nicht Pflege es milder machte und zur Erwiederung der Liebe bewegte. Dem Löwen greift der Wärter ohne Schaden in den Mund und der wilde Elephant wird durch Fütterung zum Gehorsam eines Dieners gebracht. So gibt das Anhalten mit nicht zu ermüdenden Dienstleistungen doch auch solche Wesen überwunden, welche, Was Wohlthat sey, nicht zu verstehen noch zu beurtheilen vermögen. Ist Einer undankbar gegen eine Wohlthat, — gegen die zweite wird er's nicht mehr seyn. Und hätte er beide vergessen, so wird die dritte

das Andenken auch an die wieder wecken, deren er nicht mehr gedacht hatte. Vergebens aufgewandt sind Wohlthaten dann, wenn man gar bald glaubt, sie seyen weggeworfen. Wer aber beharret und die früheren durch nachfolgende gewichtiger macht, der preßt auch einem harten und vergeßlichen Herzen Dank aus. Es wird nicht trotzig genug seyn, gegen Viele den Blick zu erheben; wohin es sich wende, seinem Gedächtnisse ausweichend, da schaue es dich, umstelle du es mit deinen Wohlthaten. Was diese für eine Gewalt, für eine Eigenthümlichkeit haben, will ich darthun, wenn du mir erlaubst, erst nur flüchtig zu berühren, Was freilich eigentlich nicht hierher gehört: warum es drei Grazien *) sind und warum sie Schwestern seyen und warum mit verschlungenen Händen, warum lächelnd, jugendlich, jungfräulich, in fliegendem und durchsichtigem Gewande? — Manche wollen Das so verstanden wissen, als sey die Eine die Geberin einer Wohlthat, die Andere die Empfängerin, die Dritte die Wiedererstatterin. Andere sehen darin drei Seiten der Wohlthätigkeit: die Erweisung einer Wohlthat, die Wiedererstattung und das Empfangen und Vergelten zugleich. Allein, welche dieser beiden Ansichten ich auch für die richtige halte, — wozu führt diese Theorie? Was soll der Reigen der mit geschlungenen Händen sich immer auf's Neue zusammenfindenden Schwestern? Das deutet darauf, daß die Wohlthat, von Hand zu Hand gehend, dennoch immer wieder den Kreislauf zum Geber zurückmacht, und wenn dieser je unterbrochen wurde, nicht mehr wie etwas Ganzes ist: am schönsten aber dann, wenn es ein zu-

*) Gratiae, in der Bedeutung Wohlthaten und Dank.

sammenhängendes Ganze bildet und in regelmäßiger Abwechslung geht. — Darum ihr Lächeln; doch hat Eine den Vorrang der Würde *), wie Die, so sich zuerst ein Verdienst um Andere erwerben. Ihre Mienen sind heiter, wie bei Denen, die da Wohlthaten geben oder empfangen; jugendlich sind sie, weil die Erinnerung an Wohlthaten nie altern soll; jungfräulich, weil diese unentweiht, rein und Allen ehrwürdig sind, und an ihnen nichts Gebundenes, nichts in Anspruch Genommenes seyn soll: darum tragen sie auch das fliegende Gewand; dieses aber ist durchsichtig, denn die Wohlthätigkeit soll an's Tageslicht hervortreten. — Mag Einer auch in so hohem Grade an den Griechischen Mythen hängen, daß er Dieß für wesentlich ausgibt, so wird doch Niemand behaupten, auch die Namen, die ihnen Hesiodus gibt **), gehören zur Sache. Aglaja nennt er die Aelteste, Euphrosyne die Mittlere, die Dritte Thalia. — Die Deutung dieser Namen bildet sich Jeder, wie er's für gut hält, und sucht ihnen irgend einen Sinn zu unterlegen; hat ja doch Hesiodus seinen Mägdlein nach Belieben Namen gegeben; und so hat Homerus ***) Eine [nämlich die Dritte] anders benannt und ihr den Namen Pasithea gegeben und hat sie heirathen lassen, ein Beweis, daß sie keine Vestalinnen [also nicht jungfräulich]

*) Unter den drei Grazien, Aglaja, Euphrosyne und Thalia, statt welcher Letzteren auch Pasithea genannt wird, ist Aglaja die Aelteste, die auch den Vorrang hat und nach Zeno's Ansicht in Beziehung auf Wohlthätigkeit und Liebesdienste Diejenigen darstellt, die sich durch eine Gabe oder Gefälligkeit zuerst um Andere verdient machen.

**) Vergl. Hesiodus Theogonie, v. 907.

***) Vergl. Ilias XIV, 267.

sind. Es findet sich auch ein anderer Dichter, bei dem sie aufgeschürzt vorkommen und in dichter Phrygischer Goldstickerei einhergehen. So werden sie auch dem Mercurius beigegeben, nicht weil Verstand und Redfertigkeit zur Empfehlung der Wohlthätigkeit dient, sondern weil es die künstlerische Laune eines Malers so haben wollte. Auch Chrysippus *), der feine, scharfsinnige Deuter, der in den tiefsten Sinn [der Mythen] eingeht, dem es bei seinem Vortrage nur um die Sage zu thun ist, und der kein Wort weiter gebraucht, als zum Verständnisse hinreicht, auch Der füllt sein Buch ganz mit solchen Spielereien an, so daß er davon gar wenig sagt, wie man Wohlthaten geben, annehmen und wiedererstatten soll, und nicht etwa in diesen Gegenstand Mythen einflicht, sondern nur diesen in die Mythen. Außer Dem nämlich, was Hecaton **) von ihm abschreibt, sagt Chrysippus, die drei Grazien seyen Töchter des Jupiter und der Eurynome, jünger als die Horen, aber schöner von Angesicht und deßhalb der Venus als Begleiterinnen beigegeben. Auch der Name der Mutter, meint er, sey von Bedeutung. Eurynome [die

*) Chrysippus, ein sehr fruchtbarer philosophischer Schriftsteller (gest. um's Jahr 200 v. Chr.), schrieb 705 Bücher, logischen, moralischen und physikalischen Inhaltes; zu den ersteren mögen auch rhetorische gerechnet werden, von welchen Cicero de Fin. IV, 3. sagt: „wenn Einer verstummen wolle, brauche er nur diese zu lesen.“ Seine Schriften sind alle verloren gegangen. Vergl. Fabric. Bibliotheca Graeca. Vol. III. p. 546. Ed. Harles. Diog. Laert. VII, 182.

**) Hecaton von Rhodus, ein Schüler des Panätius, der Stoischen Philosophie zugethan, hatte mehrere gleichfalls verloren gegangene Schriften hauptsächlich moralischen Inhaltes geschrieben.

weithin Austheilende, oder auch die weithin Besitzende] sey sie genannt worden, weil das ausgebreitete Muttergut in den Stand setze, Wohlthaten auszutheilen: als ob es gewöhnlich wäre, daß die Mutter ihren Namen von den Töchtern bekomme, oder als ob Dichter die wahren Namen beilegten. So wie dem Namenangeber*) statt des Gedächtnisses die Keckheit dient, und er den Leuten, deren Namen er nicht angeben kann, einen Namen schafft, so halten es auch die Dichter nicht für wesentlich, den rechten anzugeben, sondern bald aus Noth, bald durch den Wohllaut verleitet, lassen sie Alles so heißen, wie es hübsch in ihren Vers paßt. Und es wird ihnen nicht als Täuschung ausgelegt, wenn sie etwas Abweichendes in die Liste bringen; denn der nächste Poet läßt doch Jeden wieder so heißen, wie es ihm taugt. Um dich zu überzeugen, daß sich Das so verhalte, so betrachte nur die Thalia; denn wenn von ihr die Rede ist, so ist sie bei Hesiodus eine Grazie, bei Homer eine Muse. **)

4. Doch damit ich nicht selbst thue, Was ich tadle, so will ich alle derlei Dinge gehen lassen, die so sehr nicht zur Sache gehören, daß sie dieselbe gar nicht einmal berühren. Nur nimm du mich in Schutz, wenn man mir zum Vorwurfe

---

*) Man nahm in Rom zuweilen bei'm Ausgehen einen Sklaven mit, den man um die Namen der Begegnenden fragte.

**) Als Grazie kommt zwar Thalia bei Hesiodus vor, Theogonie V. 77, als Muse aber bei Homer nicht ausdrücklich, da die Comödie, deren Vorsteherin Thalia ist, erst nach Homer erfunden ward. Dennoch hat Homer – Odyssee XXIV, 60. – schon die Neunzahl der Musen, obwohl er ihre Namen nicht angibt. Thalia kommt bei ihm – Ilias XVIII, 39. – unter den Nereiden vor.

machen will, daß ich den Chrysippus zur Ordnung verweise, der freilich allerdings ein großer Mann ist, aber eben ein Grieche, dessen allzu große Spitzfindigkeit abprallt und sich oft gegen ihn selbst wendet; auch wenn man denkt, es sey Etwas daran, so gibt es einen Stich, aber kein Loch. — Wozu soll aber solche Spitzfindigkeit? Von der Wohlthätigkeit sollte die Rede seyn und eine Sache, die die menschliche Gesellschaft hauptsächlich zusammenhält, geregelt werden; eine Lebensregel ist aufzustellen: daß man sich nicht unter dem Scheine der Milde in einer unüberlegten Willfährigkeit gefalle; daß nicht die Freigebigkeit, die weder mangeln, noch übertrieben seyn darf, gerade unter dieser Vorsicht leide, indem sie dadurch in Schranken gehalten wird; lehren muß man die Leute, gerne anzunehmen, gerne zu erstatten, und sie zu einem großen Wettstreite veranlassen, daß sie es in That und Gesinnung Denen, welchen sie verbunden sind, nicht nur gleich, sondern zuvor thun, weil Der, der Dank erstatten soll, Nichts leistet, wenn er nicht mehr thut; die Einen muß man lehren, Nichts aufzurechnen, die Andern, für mehr sich verbindlich zu fühlen. Zu diesem edeln Wettstreite, Wohlthaten durch Wohlthaten zu überbieten, ermuntert uns Chrysippus von der Seite, daß er sagt: Weil die Grazien Jupiters Töchter seyen, so sey zu besorgen, es möchte ein undankbares Betragen ein Frevel wider die Gottheit seyn und eine Versündigung an diesen so schönen Kindern. Lehre du mich doch lieber etwas Solches, wodurch ich wohlthätiger und gegen Die, so sich wohl um mich verdient machen, dankbarer werde, wodurch die Herzen der Verbindlichmachenden und der Verbindlichgemachten wetteifern, daß Die, so Etwas

geleistet haben, vergeßlich werden, das Gedächtniß der zum Danke Verpflichteten aber sich Nichts entfallen lasse. — Jene Spielereien aber lasse man den Poeten, deren Zweck ist, die Ohren zu vergnügen und ein nettes Mährlein zusammenzustoppeln. Will man aber die Gesinnung veredeln und machen, daß der Mensch sich auf den Menschen verlassen kann, und das Andenken an Wohlthaten in die Menschenherzen hineinzubringen, so rede man mit Ernst und behandle die Sache mit Nachdruck, es wäre denn, daß man meinte, durch gehaltloses und mährchenhaftes Gerede und Beweise, die für alte Weiber taugen, lasse sich das Allerverderblichste verhindern, daß man Wohlthaten aus der Schuldenliste ausstreicht.

5. Allein gleichwie ich das Unwesentliche nur obenhin berühren darf, so muß ich anderseits ausführlich darthun, das Erste, was zu lernen ist, sey Das, was man für eine empfangene Wohlthat schuldig sey. — Es sagt nämlich der Eine, er sey [Einem] Schuldner für ein Geld, das er bekam, der Andere für das Consulat, der Dritte für eine Priesterstelle, der Vierte für eine Provinz. Allein Das ist das Aeußerliche an Dem, wodurch sich Einer um uns verdient machte, nicht das Verdienst, das er sich erworben. Es läßt sich die Wohlthat nicht mit der Hand greifen, um das Innere handelt sich's. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Materiellen der Wohlthat und zwischen der Wohlthat selbst. Darum ist nicht das Gold und nicht das Silber und Nichts, was man von den Angehörigen bekommt, sondern nur des Gebers Gesinnung die Wohlthat; die Unverständigen freilich halten nur Das dafür, was in die Augen fällt und was sich geben oder besitzen läßt; dagegen schlagen sie Das für etwas Unbedeuten-

des an, was eigentlich an der Sache theuer und werth ist. Was wir mit Händen greifen, Was wir sehen, woran unsere Begierde hängt, ist hinfällig; Das kann uns durch's Schicksal oder durch Gewalt entrissen werden; die Wohlthat aber bleibt, wenn auch verloren geht, Was man geschenkt erhielt. — Es ist das Edle an der Handlung, was keine Gewalt zu nichte macht. Ich habe einen Freund von den Seeräubern losgekauft; Diesen hat ein anderer Feind ergriffen und in's Gefängniß gesteckt; damit hat er aber nicht mein Wohlthun, sondern den Nutzen von meinem Wohlthun hinweggenommen. Ich habe Einem seine Kinder aus dem Schiffbruche gerissen, oder aus Feuerflammen, und sie ihm wiedergegeben, diese hat ihm eine Krankheit oder ein eintretender Unfall genommen: dennoch bleibt auch ohne sie, Was ihm in ihnen geschenkt ward. So ist Alles, was mit Unrecht den Namen einer Wohlthat führt, nur ein Dienst, durch den sich die wohlwollende Gesinnung kund thut. Es verhält sich auch bei andern Dingen so, daß anderswo das Aeußerliche der Sache ist, anderswo die Sache selbst. Der Feldherr beschenkt Einen mit Halsketten, mit der Mauerkrone und mit der Bürgerkrone: Was hat die Krone an und für sich Werthes? Was die Prätexta? Was die Fascen? Was das Tribunal und der Triumphwagen? Ehre ist das Alles nicht, sondern Ehrenzeichen. So ist Das, was in die Augen fällt, nicht die Wohlthat, sondern die Spur und das Kennzeichen der wohlthätigen Handlung.

6. Was ist also Wohlthat? Eine wohlwollende Handlung, welche Freude macht und durch's Geben Freude genießt, von innen angetrieben zu Dem, was sie thut, und

aus freiem Willen dazu bereit. Darum kommt es nicht darauf an, Was man thut oder gibt, sondern mit welcher Gesinnung, weil die Wohlthat nicht in Dem besteht, was gethan oder gegeben wird, sondern in der Gesinnung Dessen, der Etwas gibt oder thut. Daß hier sehr zu unterscheiden ist, kann man schon daraus erkennen, daß das Wohlthun in jedem Falle etwas Gutes ist, Das aber, was gethan oder gegeben wird, weder ein Gut, noch ein Uebel. Die Gesinnung ist's, die das Kleine erhebt, dem Unansehnlichen einen Glanz gibt, Großes und Werthgehaltenes herabwürdigt: Das, wornach man verlangt, ist an sich und seiner Natur nach weder ein Gut, noch ein Uebel; es kommt darauf an, Was jenes Herrschende daraus macht, von dem Alles seine Gestaltung erhält. Also Was man auszahlt oder gibt, ist nicht die Wohlthat selbst; so wie auch nicht durch die Opferthiere, mögen sie noch so fett seyn, und Hörner und Stirne vergoldet, die Götter geehrt werden, sondern durch die fromme und rechtschaffene Gesinnung ihrer Verehrer. Freilich beweisen die Guten auch durch Mehl und Opferbrei ihre Religiosität; dagegen sind aber auch die Schlechten nicht von unheiligem Sinne frei, wenn sie schon die Altäre mit reichlichem Blute besprengen.

7. Wäre bei Wohlthaten die Gabe das Wesentliche, nicht aber der Wille, wohlzuthun: so wären sie um so größer, je bedeutender Das ist, was man bekommt. Das ist aber nicht so; bisweilen verbindet uns ja Derjenige mehr, der uns etwas Unbedeutendes auf eine großmüthige Weise gab, der es durch seine Gesinnung königlichen Schätzen gleich machte, der eine kleine Gabe darbrachte, aber mit freudigem Herzen, der seiner eigenen Armuth vergaß, indem er nur auf die

meinige schaute; der nicht nur willig war, mir zu helfen, sondern voll Begierde; dem es war, als empfange er eine Wohlthat, indem er sie gab; der gegeben hat, als bekäme er's wieder, und es zurückempfängt, als hätte er's nicht gegeben; der der Gelegenheit, wo er dienen könnte, zuvorkam und sie aufsuchte. Dagegen bringen Wohlthaten, wie ich oben anführte, keinen Dank, mögen sie nach Werth und Aussehen auch noch so groß scheinen, wenn sie von dem Gebenden entweder mit harter Mühe herausgebracht, oder nur weggeschleudert werden, und weit mehr Werth hat Dasjenige, was aus bereitwilliger, als was aus voller Hand gespendet wird; mag es auch Wenig seyn, was Einer mir mittheilte, — er konnte eben nicht reichlicher. Ein Anderer mag wohl etwas Bedeutendes gegeben haben, aber er hat erst Bedenklichkeiten und Aufschub gemacht; er hat bei'm Geben einen Seufzer ausgestoßen, oder er hat sich hochmüthig, großthuerisch dabei gezeigt; es war ihm nicht darum zu thun, Dem lieb zu werden, dem er gab. Er hat seinem Ehrgeize gedient, nicht mir.

8. Als dem Socrates Manche Allerlei brachten, Jeder nach seinen Umständen, da sprach ein armer Schüler — es war Aeschines: Ich kann Nichts auftreiben, das ich, es dir zu geben, für werth halten könnte, und in dieser Hinsicht allein ist mir meine Armuth fühlbar. Darum schenke ich dir das Einzige, was ich habe: mich selbst. Mit dieser geringen Gabe, bitte ich, nimm vorlieb und bedenke, daß die Andern, wenn sie dir schon Viel gaben, doch mehr für sich behalten haben. — Dem erwiederte Socrates: „Warum sollte es nicht eine große Gabe seyn, die du mir darbringst? Du müßtest

nur etwa Wenig von dir selbst halten. Nun so soll mir's angelegen seyn, dich dir selbst besser wiederzugeben, als ich dich bekommen habe." – So hat es Aeschines mit seiner Gabe dem Alcibiades, dessen Gesinnung so groß war, als seine Reichthümer, und all der großartigen Freigebigkeit der reichen Jünglinge doch zuvorgethan. *)

9. Du siehst daraus, wie auch unter bedrängten Verhältnissen der Geist Mittel findet für die Bereitwilligkeit im Geben. Es ist mir, als hätte er gesagt: „Was hast du damit ausgerichtet, o Schicksal, daß du mich zur Armuth bestimmtest? ich kann diesem Manne dennoch ein würdiges Geschenk ausmitteln; und weil ich's vom Deinen nicht kann, so will ich's von Dem geben, was mein ist." – Und denke nur nicht, er sey sich selbst Nichts werth gewesen, er, der sich zum Preise von sich selbst machte; der hochsinnige Jüngling wußte es anzugreifen, daß er sich den Socrates zu eigen machte.

**) – Man muß nicht darauf sehen, wie hoch Dieß oder Jenes anzuschlagen sey, sondern Was der Geber werth ist. –

---

*) Seneca nimmt es auch hier nicht so genau mit der Geschichte; bekanntlich hat Socrates von Keinem seiner Schüler, auch von Alcibiades nicht, Geschenke angenommen.

**) Nicht ohne Grund vermuthen die Ausleger, daß von hier an bis zu Ende des Kapitels mehrere Lücken seyen. In dem Fehlenden mag theils davon die Rede gewesen seyn, daß Manche sich entziehen, wenn sie geben sollen, theils davon, daß die Verdorbenheit des Zeitalters an der Menge der Undankbaren Schuld sey. – Auch mag manches Unächte in den Text gekommen seyn.

Es ist ein schlauer Kopf, der Denen, die sich unmäßige Forderungen erlauben, keine Schwierigkeiten macht und ihre unverschämten Erwartungen nährt, ohne im Sinne zu haben, Solchen wirklich Unterstützung zukommen zu lassen. Aber noch heilloser, dünkt mir, ist Derjenige, der sie hart anfährt, ein finsteres Gesicht macht, aber, um sich beneiden zu lassen, seine Glücksschätze vor ihnen aufthut. — Denn sie machen dem Glücklichen den Hof und geben ihm den Fluch, und ob sie es wohl, wenn sie in der Lage wären, gerade auch so machen würden, wie er, so hassen sie ihn doch, daß er's so macht. —

Ein fremdes Eheband, und erst nicht einmal insgeheim, sondern öffentlich schändend, überlassen sie ihre Weiber Andern. Man ist ein Mensch ohne Bildung, ohne Ton, ohne feine Sitten, man gilt für eine Partie, die jedes alte Weib verschmähen würde, wenn man es nicht zugibt, daß die Frau in der Sänfte offen da sitze und sie vor den Augen alles Volkes überall zur Schau sich herumtragen lasse. Wenn von einem Manne nicht bekannt ist, daß er seine eigene Buhlerin halte, oder dem Weibe eines Andern jährliche Summen weihe, so nennt ihn jedes alte Weib einen gemeinen Kerl, einen Hurenjäger und Mägdebuben. *) So ist's denn die ehrenvollste Art, sich in Heirathsverträge einzulassen, daß man die Ehe bricht, und da man darin Eins ist, vom Ehebunde losgesagt, wie ledigen Standes zu leben, so nimmt Niemand ein Weib, ohne sie ihrem Manne genommen zu haben. Jetzt

*) D. i. sie finden es verächtlich, daß er nicht mit Vornehmen Ehebruch treibe.

ist's so, man verschleudert in die Wette, Was man an sich gerafft, und sucht das Verschleuderte mit räuberischer Habsucht wieder zu gewinnen; man verachtet die Armuth Anderer, und selbst arm zu seyn fürchtet man ärger, als jedes andere Uebel; den Frieden stört man durch Gewaltthätigkeiten und drückt die Schwächeren durch Gewalt und Schreckmittel. — Daß dann Provinzen ausgeplündert und der feile Gerichtsstuhl vor den Ohren der Parteien im Aufstreiche verkauft und einem Andern zugeschlagen wird, kann nicht befremden; denn, Was man kaufen kann, zu verkaufen, ist ja in der ganzen Welt Rechtens.

10. Doch der Eifer hat mich zu weit geführt, wozu übrigens der Gegenstand [meiner Abhandlung] Anlaß gab. Ich will deßhalb so schließen, daß die Schuld nicht an unserem Zeitalter hängen bleibt. Es war die Klage unserer Altvordern, es ist unsere Klage, es wird die Klage der Nachwelt seyn, daß die Sitten verkehrt seyen, daß Verdorbenheit herrsche, und daß die Menschheit sich verschlimmere und alles Heilige in Verfall gerathe. Allein Das ist und wird immer Dasselbe seyn, nur von Zeit zu Zeit sich mehr da- oder dorthin neigend, wie Meereswogen, die die eintretende Fluth weiter hinaustreibt, die Ebbe mehr im Innern der Ufergrenzen hält. — Das eine Mal werden mehr ehebrecherische Sünden begangen werden, als andere, und es wird die Züchtigkeit den Zügel zerreißen; das andere Mal wird Gastereiwuth herrschend seyn und der schmählichste Tod des Wohlstandes, die Küche; das eine Mal übertriebene Putzsucht und Eitelkeit, wobei die Seele um so mehr verwahrloset wird; das andere Mal wird Mißbrauch der Freiheit in Muthwillen und Keck-

heit ausarten, und endlich wird man im öffentlichen und Privatleben zu grausamen Maßregeln schreiten und zu dem Wahnsinne des Bürgerkrieges, wo alles Heilige und Ehrwürdige entheiligt wird, und Zeiten werden kommen, wo Unmäßigkeit im Trunke in Ehren gehalten und es für eine Tugend gelten wird, wenn man tüchtig Wein zu sich nehmen kann. Die Laster beharren nicht an einer und derselben Stelle, sondern, beweglich und mit sich selbst uneins, sind sie in beständigem Aufstande begriffen und jagen einander und fliehen eines vor dem andern. Uebrigens werden wir immer Dasselbe von uns zu sagen haben: wir seyen lasterhaft und seyen's gewesen und — leider, daß ich dazu setzen muß, werden's auch in Zukunft seyn. Mörder wird's geben und Tyrannen und Diebe und Ehebrecher und Ehrenräuber und Frevler am Heiligen und Verräther; am allertiefsten steht der Undankbare, nur daß all Jenes vom Undanke ausgeht, ohne den kaum eine große Schandthat zu ihrer Höhe heranwächst. Davor hüte du dich, wie vor dem größten Verbrechen, daß du dir's nicht zu Schulden kommen lässest; verzeihe es aber, als wäre es das unbedeutendste, wenn sich's ein Anderer gegen dich zu Schulden kommen ließ. — Alles, was dir dabei Leides geschieht, besteht darin: Du hast eine Wohlthat weggeworfen. Dabei bleibt dir doch ungeschmälert, Was das Beste daran ist: du hast gegeben. So wie man aber darauf denken muß, daß man hauptsächlich Solchen Wohlthaten erweise, die sie dankbar erwiedern werden: so muß man auf der andern Seite Manches thun, wenn man auch nichts Erkleckliches davon zu hoffen hat, und auch Solchen mittheilen, von denen man nicht nur denken muß, sie werden undankbar seyn, sondern

von denen man auch weiß, sie seyen's schon gewesen. So, wenn ich Einem seine Söhne wiedergeben kann, die ich aus großer Gefahr rette, so werde ich keinen Anstand nehmen, wenn es ohne Gefahr für mich geschehen kann. — Einen Würdigen werde ich, und sollte es auch mein Blut kosten, in Schutz nehmen und seine Gefahr theilen; und kann ich einen Unwürdigen durch ein erhobenes Geschrei den Räubern entreißen, so soll mich's nicht verdrießen, das Wort zu rufen, das ein Menschenleben rettet.

11. Im Verfolge habe ich nun darzuthun, was für Wohlthaten man geben soll, und wie? —

Zuvörderst müssen sie nicht unnöthig seyn, sodann von Nutzen, sodann angenehm, in jedem Falle aber von Dauer. Fangen wir nun bei dem Nothwendigen an; anders wirkt nämlich Das auf das Gemüth, was von der Art ist, daß ohne dasselbe das Leben nicht bestehen kann; anders Das, was zu des Lebens Annehmlichkeit oder Bequemlichkeit dient. — Es ist möglich, daß Einer keinen sonderlichen Werth auf Das legt, was er etwa leicht entbehren wird und wobei er sagen kann: Behalte es; ich kann ohne Das wohl seyn; ich bin zufrieden mit Dem, was ich habe. Bisweilen möchte man's nicht nur heimschlagen, Was man bekommt, sondern es gar wegwerfen.

Unter Dem, was nothwendig ist, gibt es Dinge, die die erste Stelle einnehmen: solche nämlich, ohne die man nicht leben kann; andere sind vom zweiten Range, — ohne die man nicht leben sollte; andere vom dritten, — ohne die man nicht leben mag. Die ersten sind von der Art, wie aus Feindeshand gerettet zu werden und aus Tyrannenwuth und

aus der Acht und andern Gefahren, die mannichfach und ohne daß man weiß, wie oder wann, das Menschenleben umlagern. — Wo wir Etwas dergleichen abwehren, da werden wir, je größer und schrecklicher es war, uns desto mehr Wohlwollen erwerben. Denn es kommt ihnen der Gedanke, aus wie großen Uebeln sie befreit worden seyen, und die vorangegangene Furcht erhöhet unser Verdienst. Doch dürfen wir deßhalb nicht etwa Einen länger, als es seyn muß, harren lassen auf die Rettung, damit die Furcht unserem Verdienste mehr Gewicht gebe. —

Dem am nächsten kommt Das, ohne was man zwar leben kann, aber so, daß es besser wäre, zu sterben, wie z. B. Freiheit, Unschuld und ein gutes Gewissen. Den nächsten Rang wird Dasjenige einnehmen, was uns durch Verbindung und Blutsverwandtschaft, durch das Zusammenleben und langen Umgang theuer ist, wie Kinder, Gatten, Hausgötter [das elterliche Haus], und Was sonst das Herz so an sich angeschlossen hat, daß man denkt, sich eher vom Leben, als davon losreißen zu können. — Es folgt hierauf das Nützliche, ein mannichfaches und umfassendes Feld von Gegenständen. Dahin möchte gehören Geld, nicht im Ueberfluß, aber daß es nicht fehle zu vernünftiger Benützung; dahin gehört Ehre und das Vorrücken zu höheren Stellen; kann ja doch Nichts nützlicher seyn, als daß man auch sich selbst nützlich werde. — Dann kommt Das, was eigentlich entbehrlich wäre, was aber das Leben angenehm macht. Dabei muß es uns darum zu thun seyn, daß es durch die Umstände willkommen, daß es nicht etwas Gemeines sey, daß es entweder Wenige haben, oder selten schon in solchen Jahren, oder in solchem

Maße, und daß es, wenn es auch eigentlich keinen hohen Werth hat, doch dadurch einen bekomme, daß man es zu rechter Zeit und am rechten Orte hat. Wir müssen darauf sehen, daß, so wir Etwas darbieten, es recht viel Genuß gewähren und Dem, der es hat, recht oft vor die Augen treten möge und er eben so oft an uns erinnert werde, als er damit umgeht. — Hauptsächlich müssen wie ja keine Geschenke austheilen, die man nicht brauchen kann, z. B. einem Greise oder einer Frau Jagdgeräthe, oder einem Bauer Bücher, oder einem Gelehrten Netze. — Eben so müssen wir uns aber auch auf der andern Seite in Acht nehmen, daß wir nicht, indem wir Einem etwas Willkommenes zutheilen wollen, ihm Das zuschicken, was ihm ein stiller Vorwurf seiner Schwachheit seyn könnte, z. B. einem Trunkenbolde Weine, einem Kränkler Arzneien. Denn Dasjenige, wodurch man zu verstehen gibt, daß man ein Gebrechen des Empfängers kenne, hört auf, ein Geschenk zu seyn, und wird eine Beschämung.

12. Steht es in unserer Willkühr, Was wir geben wollen, so müssen wir hauptsächlich solche Gegenstände aufsuchen, die von Dauer sind, auf daß unsere Gabe so wenig als möglich vergänglich sey. Denn Wenige sind so dankbar, daß sie an das Empfangene noch denken, wenn sie es auch nicht mehr sehen. Auch undankbaren Menschen drängt sich die Erinnerung mit der Gabe selbst auf, wenn diese ihnen vor Augen ist und sich nicht vergessen läßt, sondern ihren Geber vorhält und aufdringt. Und man muß um so mehr suchen, Was von Dauer ist, weil man nie mahnen soll: die Sache selbst muß das Andenken auffrischen, wenn es ver-

schwinden will. — Ich will lieber künstlich gearbeitetes Silber zum Geschenke machen, als geprägtes; lieber Bildsäulen, als Kleider und Dinge, die bald verbraucht sind. — Es sind nicht Viele, bei denen die Dankbarkeit länger dauert, als die Gabe; häufiger ist's, daß das Geschenkte nicht länger in der Seele bleibt, als im Gebrauche. Darum will ich, daß meine Gabe, wo möglich, nicht verbraucht werde; sie soll bestehen, sie soll unzertrennlich seyn von meinem Freunde, sie soll ihn durch's Leben begleiten. Es ist wohl Niemand so thöricht, daß man ihn erinnern müßte, er soll nicht Gladiatoren oder Kampfthiere Einem zum Geschenke machen, wenn das Schauspiel eben vorbei ist, oder Sommerkleider am kürzesten Tage, oder Winterkleider am längsten. Bei der Wohlthätigkeit sey ein Verstand, der Alles berücksichtigt und auf Zeit und Umstände und Personen sein Augenmerk richtet, weil es bei manchen Dingen vom Augenblicke abhängt, ob sie Dank erwerben, oder nicht. — Wie viel mehr Ehre legen wir ein, wenn wir Etwas geben, das Einer nicht hat, als Etwas, das er im Ueberflusse besitzt; Etwas, wornach er lange trachtete, ohne es zu finden, statt einer Sache, die er überall sehen kann? — Gaben seyen nicht sowohl kostbar, als selten und ausgesucht, und so, daß sie auch bei dem Reichen für Etwas gelten, so wie auch gemeines Obst, das man schon einige Tage später nicht mehr ansieht, für einen Leckerbissen gilt, wenn es vor der Zeit kam. In Ehren halten wird man auch solche Dinge, die man sonst von keinem Andern bekommen hat, oder die wir sonst noch Keinem geschenkt haben.

13. Alexander dem Großen, da er, Ueberwinder des Orients, sich mehr dünkte, als ein Mensch, brachten die

Corinther durch Abgesandte ihre Glückwünsche dar und beschenkten ihn mit ihrem Bürgerrechte. Da nun Alexander über diese Art, sich gefällig zu erweisen, lachte, sprach Einer von den Abgesandten: „Noch keinem Andern haben wir unser Bürgerrecht geschenkt, als dir und dem Hercules.“ Und nun nahm er mit Freuden die ihm zugedachte Ehre an, und indem er die Gesandten zur Tafel zog und sich überhaupt leutselig gegen sie bewies, leitete ihn die Erwägung, nicht Wer ihm das Bürgerrecht schenkte, sondern Wem sie es sonst schon geschenkt hätten. So hat der Mann, der sein Leben dem Ruhme weihte, aber weder dessen eigentliches Wesen, noch Maß und Ziel kannte, der den Fußstapfen des Hercules und Bacchus nachging und auch da nicht stille stand, wo Diese aufhörten, — so hat er von den Gebern hinweg auf den Genossen der ihm erwiesenen Ehre geblickt, als ob nun, weil er dem Hercules gleichgestellt wurde, der Himmel sein wäre, wie er sich in seinem eiteln Sinne hinaufdachte. — Denn wo hatte er doch mit Jenem [Hercules] Etwas gemein, der wahnsinnige Jüngling, dessen vom Glücke begünstigte blinde Wagnisse seine ganze Größe ausmachten. — Hercules hat Nichts für sich gewonnen; den Erdkreis hat er durchzogen, nicht eroberungssüchtig, sondern ein Retter. Was sollte er ersiegen, der Feind der Schlechten, der Rächer der Guten, der Friedenbringer zu Land und See? Jener aber, von Kindheit auf ein Räuber, ein Völkerverwüster, seiner Freunde, wie der Feinde Verderben, — er hielt es für das höchste Gut, der Schrecken aller Sterblichen zu seyn, vergessend, daß nicht nur die muthigsten, sondern auch die feigsten Thiere ein Gegenstand der Furcht sind, wenn sie verderbliches Gift bei sich führen.

14. Kehren wir nun zu unserem Gegenstande zurück. Eine Wohlthat, die man Einem wie dem Andern erweiset, ist Keinem dankenswerth. Niemand hält sich für einen Gastfreund eines Gastwirths oder Schenken, noch für den Gast eines Speisewirths; denn da kann man fragen: Was hat er mir denn zu Liebe gethan? Was er dem Einen that, den er erst nicht einmal recht kannte, das thut er auch dem Andern, und wäre es auch ein Possenreißer und ein noch so elender Geselle. Hat er etwa meinen Werth berücksichtigt? Keineswegs: er ist eben seinem angenommenen Wesen gefolgt. Willst du, daß Etwas Dank erwerbe, so mache es zu einer Seltenheit. Wer mag sich wohl Solches aufrechnen lassen? *) Das lege man ja nicht so aus, als wollte ich die Freigebigkeit beschränken und ihr den Zügel kurz halten. Nein, sie gehe, so weit sie will, aber sie setze sich eine Bahn und schweife nicht in der Irre. Man kann seine Freigebigkeit so einrichten, daß jeder Einzelne, wenn er auch in Gesellschaft Vieler bekommt, doch nicht unter dem großen Haufen zu seyn glaubt. Man lasse Jedem irgend ein besonderes Merkmal, das ihm die Hoffnung gewährt, er sey besonders berücksichtigt worden. Er soll sagen können: ich habe das Nämliche bekommen, wie ein Anderer, aber ungebeten; ich habe empfangen, Was ein Anderer auch empfing, ich aber in kurzer Zeit, während der Andere schon lange Ansprüche hatte. — Wohl hat Mancher das Nämliche, aber es ward ihm nicht mit den nämlichen Worten gegeben, nicht mit derselben Freundlichkeit von Seiten des Ge-

*) Die beiden Sätze: Willst du ꝛc. und: Wer mag ꝛc. scheinen mir nur in der Stellung verwechselt zu seyn. Man stelle nur den letzteren zuerst, so ist der Zusammenhang hergestellt.

ders. Ein Anderer bekam, nachdem er gebeten hatte, ich aber, sobald ich bat. Ein Anderer bekam auch, aber er war im Falle, es leicht wieder erstatten zu können, oder sein hohes Alter und sein ungeordnetes kinderloses Leben ließ reichen Ersatz hoffen: mir hat er, obgleich das Nämliche, doch mehr gegeben, weil er's ohne Aussicht auf Wiedererstattung gab. — Gleichwie eine Buhlerin sich Vielen Preis gibt auf eine Weise, daß Jeder irgend ein Zeichen besonderer Neigung empfängt: so muß Derjenige, der seinen Wohlthaten etwas Liebenswürdiges geben will, darauf denken, wie ihm Viele verbindlich werden, und doch zugleich, wie jeder Einzelne einen Vorzug vor den Andern habe. — Ich will freilich die Wohlthaten nicht aufgehalten wissen; denn je zahlreicher und größer sie sind, desto rühmlicher werden sie seyn. Doch fehle die Ueberlegung nicht; denn Was nur wie von ungefähr und blindlings gegeben wird, kann das Herz nicht rühren. Wenn daher Einer der Meinung ist, wir wollen durch diese Vorschriften die Grenzen der Wohlthätigkeit beengen und ihr einen weniger freien Spielraum eröffnen, der möge unsere Erinnerungen nicht falsch auffassen. Denn wo ist eine Tugend, die wir mehr verehren? zu der wir mehr anspornen? Und Wem steht die Aufmunterung zu derselben mehr zu, als uns [den Stoikern], die wir das Band der Menschheit so heilig achten?

15. Was ist also die Meinung? — Da keine Neigung des Gemüths, wenn sie auch von der rechten Gesinnung ausgeht, tugendhaft ist, wofern sie nicht durch Maß und Ziel zu einer Tugend wird: so verlange ich, die Freigebigkeit soll nicht an Unwürdige verschwendet werden. Dann ist das Empfangen einer Wohlthat eine Freude, in der man wohl die Hände zum

Himmel emporhebt, wenn sie mit Bewußtseyn Würdigen zugewendet wird, wenn nicht Zufall und überlegungsloser Trieb sie dahin oder dorthin verschleudert, wenn man sich ihrer rühmen und sie sich selbst zuschreiben darf. — Wohlthaten willst du es noch nennen, wenn du dich schämen mußt, zu gestehen, von Wem sie herkommen? — Wie viel dankenswerther sind sie doch und wie viel tiefer und unverlierbarer gehen sie in das Innerste des Herzens, wenn sie dich freuen, mehr weil du bedenkst, von Wem du sie empfangen habest, als worin sie bestehen.

Crispus Passienus *) pflegte zu sagen: von Manchen sey ihm ihre Achtung lieber, als eine Wohlthat von ihnen; von Manchen wolle er lieber eine Wohlthat, als ihre Achtung, und er fügte als Beispiel hinzu: „Lieber ist mir," sprach er, „des vergötterten Augustus Achtung: von Claudius ziehe ich eine Wohlthat vor."

Ich aber bin der Meinung, es sey von Keinem eine Wohlthat wünschenswerth, dessen Achtung keinen Werth hat. Wie nun? Sollte er von Claudius die Wohlthat, die ihm gegeben ward, nicht annehmen? Wohl, aber wie vom Glücke, das, wie du wohl weißt, auf der Stelle umschlagen kann. Warum trennen wir denn Das, was unter sich Eins ist? Es ist keine Wohlthat, wenn das Beste daran fehlt, daß sie nämlich aus Werthschätzung gegeben sey. Sonst sind ungeheure Geldsummen, wofern sie nicht mit Ueberlegung und in rechter Absicht geschenkt sind, eben so wenig eine Wohlthat, als ein Schatz [dessen Fund man dem blinden Glücke zu verdanken hat]. — Es gibt wohl Manches, das man annehmen muß, ohne zu Dank verpflichtet zu seyn.

*) Crispus Passienus, Nero's Stiefvater, Agrippina's zweiter Gatte. Vergl. Sueton's Nero 17.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Seneca, Lucius Annaeus / Moser, Johannes, / Haakh, Adolf,

Lucius Annäus Seneca des Philosophen Werke

Bd.: 5

Stuttgart 1829

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.r.d.176(2#5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11727891-1